
DER
ASTRONOM
VON
E. VON WILDENBRUCH.
F&J





Der Astronom.



Der Astronom.



Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.



Berlin 1887.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Am Skattische, an welchem seit zwei Stunden der Amtsrichter des Orts, der Kreisphysikus und der Wasserbauinspektor an der Arbeit saßen, war eine Pause eingetreten; die Karten lagen auf dem Tisch. Jeder der Kämpfenden benutzte die Ruhe des Waffenstillstands nach seiner Art.

Der Amtsrichter hatte die Cigarrentasche geöffnet; mit der schmunzelnden Gewichtigkeit des verwöhnten Rauchers hielt er Musterung über den Inhalt, und mit gespitzten Fingern hob er eine der braunen Jungfern aus der Reihe der übrigen heraus; der alte Kreisphysikus, seit zwanzig Jahren im Städtchen ansässig und im Amt, folgte altväterischer Ueberlieferung und stopfte sich eine frische Pfeife Varinas; der Wasserbau-Inspektor widmete sich gröberem Genuß. Er hatte sich eine Portion italienischen Salat kommen lassen, denn es war 11 Uhr abends vorbei und die Wirthschaftsküche gab keine warmen Speisen mehr her.

Alle drei hatten ihr Bier ausgetrunken; dem Kellner, welcher den Salat gebracht, wurden die leeren Krüge behufs frischer Füllung mit Pschorr-Bräu anvertraut.

Das Münchener Echte, welches sich jetzt in weitverzweigten Strömen über ganz Norddeutschland ergießt, hatte damals in der kleinen Stadt erst diese einzige Bierstube für sich erobert, und auch diese nur halb, denn

neben ihm behauptete sich noch das einheimische Gebräu. Magerer von Körper und blässer von Gesicht als jenes, schien es vor Neid über den Erfolg des Bayrischen Nebenbuhlers immer gelblicher und immer dünner zu werden, nur ein mächtiger Bundesgenosse war es, der es am Leben erhielt, ein mächtiger, wenn schon gemeiner, der billigere Preis.

In das kleine Hinterzimmer jedoch, in dem die Skat spielenden Herren saßen, wagte sich der untergeordnete Stoff nicht mehr hinein; hier floß nur der Quell des Echten, Wahren, Guten.

Wer in dieses, durch den Flur vom großen Ausschanksaale getrennte Zimmer eintrat, übernahm schweigend die Verpflichtung, höheren Bierzins zu erlegen; dafür genoß er aber sodann des Anrechts, zu den oberen Zehn des Städtchens gezählt zu werden.

Der Raum war dem entsprechend mit einer gewissen vornehmen Ruhe ausgestattet; von der Decke hing eine einzige Gaslampe hernieder, die über dem Skattische schwebend, denselben hell beleuchtete, während die übrigen Theile des Zimmers, namentlich die Fensterecke hinter dem Tische sich in Schatten hüllten.

Der Kellner war noch nicht zurückgekehrt, der Amtsrichter war eben dabei, mit einem Schneidemaschinchen neuester Art und Mode seine Cigarre an der Spitze kunstgerecht einzukerben, als auf dem Flur vor der Thür des Zimmers ein neuer Gast erschien.

Es war ein Mann, dem man etwa vierzig Jahre geben mochte, von kräftigem Körperbau, mit kurz gehaltenem blonden Vollbart und Hauptthaar von derselben Farbe.

Er hatte den Raum einen Augenblick mit prüfendem Blick überschaut, dann, als er sah, daß der Tisch in der

Fensterecke noch frei war, drehte er sich um und nickte Einem, der anscheinend hinter ihm auf dem Flure stand, ermunternd zu; mit kurzem „Guten Abend!" trat er ein.

Beim Erscheinen des Anderen, der jetzt hinter dem Ersten drein kam und mit schüchtern=höflicher Verbeugung an dem Spieltische vorüberging, blickten die Skatspieler unwillkürlich überrascht auf.

Es war ein junger, dem Anschein nach, sehr junger Mann, und ein auffallend schöner Mensch.

Ein schlanker Körper trug einen herrlich geformten Kopf, und dieser war von langem weichem, dunkelblondem, beinah schwarzem Haar umgeben.

Das Gesicht war blaß; aber seine Blässe war nicht die der Kränklichkeit, sondern des Wachsthums; Blut und Säfte waren zu den inneren Organen geeilt, um die Entfaltung des blühenden Gewächses zu heizen und zu ernähren.

Alle Wärme und Gluth aber, die so von der Oberhaut hinweggerufen war, schlug, wie in einer Flamme vereinigt, aus den Augen wieder zu Tage. Es waren zwei prachtvolle, dunkle Augen, die in schwärmerischer Weichheit aus dem Antlitz des Jünglings herausblickten.

Der Kellner, der mit drei Krügen gegangen war, kehrte mit fünfen zurück; zwei derselben trug er an den Tisch in der Fensterecke, an welchem die beiden Ankömmlinge Platz genommen hatten.

„Wer ist denn das?" fragte der Amtsrichter, der mit dem Rücken gegen die Fremden saß, halblaut über den Tisch.

„Kennen Sie die nicht?" kaute der Wasserbauinspektor, der den Teller in der linken Hand hielt und mit der Gabel=bewehrten Rechten sich den Salat in den

Mund schaufelte, zur Antwort, „das ist der große und der kleine Lama vom Sonnenberg.“

„Was?“ fragte der Amtsrichter, indem er die frisch angebrannte Cigarre aus dem Munde nahm, „wer? der — Lama?“

„Wissen Sie, was buddhistische Lamas sind?“ erwiderte der Wasserbauinspektor, indem er den abgeräumten Teller in die Hände des harrenden Kellners zurückgab.

„Sind mir nicht näher vorgestellt,“ versetzte der Amtsrichter, aber ich denke, so nennt man die Mönche in Tibet?“

„Das stimmt,“ sagte der Wasserbauinspektor, der seine Cigarre wieder anrauchte, „tibetanische Mönche, einigermaßen verrückte Heilige, die zu Einem oder Zweien in Einsamkeit und Abgeschiedenheit leben und ihr Leben damit hinbringen, die Gebettrommel zu drehen und dem Dalai-Lama, wie sich bekanntlich ihr Oberhaupt betitelt, göttliche Verehrung darzubringen. Da hinten, der große Blonde, sehen Sie, das ist der Dalai-Lama, und der kleine Schwarze, das ist der Lama-Novize, der seinen Herrn und Meister anbetet.“

„Erklären Sie sich etwas deutlicher,“ sagte der Amtsrichter, indem er die Karten aufnahm und zum Spiel zu geben begann, „Sie scheinen zu vergessen, daß wir uns in den Hundstagen befinden und daß es unerlaubt ist, den Menschen bei der Hitze mit Räthseln zu peinigen.“

„Sie sind noch nicht lange am Ort,“ erklärte der Wasserbauinspektor, „aber was der Sonnenberg ist, werden Sie doch wissen?“

„Meinen Sie die Anhöhe, auf der die Sternwarte steht?“ fragte der Amtsrichter.

„Allerdings, und der große Blonde ist der Direktor von der ganzen Geschichte.“

„Ah so, dann weiß ich Bescheid," sagte der Amtsrichter, „von dem habe ich schon gehört, wie heißt er doch gleich?"

„Professor Doppnau," mischte sich jetzt der alte Kreisphysikus ins Gespräch, „und es soll ein sehr bedeutender Astronom sein."

„Ein Licht der Wissenschaft," fuhr der Wasserbauinspektor in seiner Erklärung fort, „eine Leuchte der Astronomie; darum hat ihm die Regierung auch die Warte da oben ganz nach seinen Angaben erbaut und ihm Vollmacht über Sonne, Mond und Sterne gegeben. Er führt Buch über die großen und kleinen Planeten, kreidet unpünktliche Kometen wegen Verspätung an und mit der Sonne hat er ein ganz intimes Verhältniß."

„Beobachtung der Sonne," nahm der Kreisphysikus wieder das Wort, „darin soll er ganz Besonderes leisten."

„Vollständig verheirathet soll er mit ihr sein," sagte der Wasserbauinspektor, ein ganz neues Fernrohr hat er erfunden, mit dem er sie photographirt, und seitdem wird sie nach allen Richtungen abkonterfeit; nächstens, sagt man, wird er hinaufsteigen und die Sonnenflecke putzen." Der Wasserbauinspektor lachte laut und befriedigt über seinen Witz.

„Sie sind heute schauerlich geistreich," sagte der Amtsrichter, „trotzdem verstehe ich noch immer nicht, wie Sie dazu kommen, ihn einen Lama zu nennen."

„Die Sache ist aber sehr einfach," erklärte der Wasserbauinspektor, „er lebt nämlich mit seinem Bruder, dem kleinen Lama, in totalster Weltabgeschiedenheit da oben auf seinem Sonnenthurm."

Der Amtsrichter war unwillkürlich halb mit dem Kopfe herumgefahren. „Wie denn?" sagte er überrascht, „der junge Mensch, das ist sein Bruder?"

„Na freilich," nickte der Wasserbauinspektor.

„Das hätte ich aber nicht für möglich gehalten," fuhr der Amtsrichter fort, „zwei Brüder, die sich so gar nicht ähnlich sehen — außerdem muß der Andere ja beinahe zwanzig Jahre jünger sein als er?"

Der Kreisphysikus klemmte das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen fest und beugte sich etwas weiter über den Tisch.

„Ungefähr kommt es auch so 'raus," sagte er behutsam flüsternd. „Der Vater des Professors ist früh gestorben und die Mutter hat lange Jahre als Wittwe gelebt; nachher hat sie sich noch einmal verheirathet."

„Und das war das Signal für den kleinen Lama," unterbrach der Wasserbauinspektor, „auf der Bildfläche der Welt zu erscheinen."

„Zum Henker mit Ihrem ewigen Lama," sagte fast ungeduldig der Amtsrichter, „leben denn die Eltern noch?"

„Beide längst mit Tode abgegangen," erwiderte der Wasserbauinspektor.

„Und nach dem Tode der Eltern," mischte sich der Kreisphysikus wieder ein, „hat der Professor die Erziehung des Jungen ganz allein in die Hand genommen. Vermögen scheint nur wenig dagewesen zu sein, und man sagt, er hätte nicht geheirathet, bloß damit er Alles an den Bruder wenden könnte."

„Das ist ja aber ganz famos," meinte der Amtsrichter.

„Na ja," sagte der Wasserbauinspektor, indem er den Stummel seiner Cigarre aus der Bernsteinspitze pustete, „geheirathet hätte er aber so wie so nicht, dazu hat er ja gar keine Zeit."

„Der junge Mensch," fuhr der Kreisphysikus fort, besucht jetzt das Gymnasium hier; er sitzt in Prima und

wird zu Michaelis, wie ich gehört habe, sein Examen machen; er soll ebenfalls sehr begabt sein.

„Ein vierdimensionaler Hecht,“ ergänzte der Wasserbauinspektor, „er thut den ganzen Tag nichts als arbeiten und hilft dem Dalai-Lama, wie ich mir habe sagen lassen, schon bei seinen astronomischen Rechnungen. Er soll nämlich ganz toll mit seinem Bruder, dem Professor, sein und ihm geradezu abgöttische Verehrung darbringen. ‚Mein Bruder hat das gesagt — mein Bruder hat das gesagt‘ — das ist sein drittes Wort; wenn der Professor morgen zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gemacht würde, der kleine Lama würde es nur ganz in der Ordnung finden.“

„Nach dem, was der Bruder an ihm gethan hat, finde ich das ganz begreiflich,“ wendete der Amtsrichter ein, „aber Sie sagten, daß die Beiden in klösterlicher Abgeschiedenheit dort oben leben? Das scheint doch nicht ganz zu stimmen, da man sie beim Biere trifft.“

„Das notir' ich auch nachher in meinem Kalender,“ sagte der Wasserbauinspektor, „so lange ich in die Kneipe komme, habe ich den Großen nur ein einziges Mal hier gesehen, den Kleinen noch nie; Sie haben Glück, daß Ihnen gleich beide in den Schuß laufen.“

„Ich denke mir beinah,“ nahm der Kreisphysikus das Wort, „sie werden heute Abend bei meinem Kollegen Doktor Allbach gewesen sein; er ist mit dem Professor befreundet von der Universität her, und ich weiß, daß er heute Gesellschaft gehabt hat; ich sollte auch dabei sein, habe aber abgesagt.“

„Was sehr achtungswerth von Ihnen ist, da es mir Gelegenheit giebt, Ihnen ein Grand ouvert anzukündigen,“ sagte der Wasserbauinspektor, indem er seine Karten offen auf den Tisch legte.

Die beiden Gäste in der Fensterecke waren unterdessen so gänzlich in einander versunken gewesen, daß sie nicht geahnt haben würden, wie angelegentlich man sich am Skattisch mit ihnen beschäftigte, auch wenn das Gespräch daselbst weniger gedämpft geführt worden wäre, als es geschah.

Professor Doppnau hatte aus der Westentasche ein Stück Bleistift hervorgeholt, dessen abgegriffener Form man ansah, daß es ihn selten oder nie verließ, und mit diesem schrieb er auf der glatt gescheuerten Fläche der Tischplatte Zahlenreihen auf, die zu irgend einer astronomischen Berechnung dienen mochten. Den Kopf in die Hand gelehnt und den Ellbogen auf den Tisch gestützt, folgte der jüngere Bruder in schweigender Aufmerksamkeit der schreibenden Hand.

Der Professor richtete den Kopf auf. „Den Rest,“ sagte er, „erkläre ich Dir zu Hause, ich wollte Dir nur andeuten, wie ich dazu gekommen bin — ist es Dir klar geworden?“

Das dunkle Haupt des Jünglings beugte sich noch einmal tief auf die Zifferreihen nieder, dann erhob er das Gesicht mit einem Blick, der vor stummer Bewunderung leuchtete, und nickte dem Professor zu.

Doppnau ließ den Bleistiftrest in die Tasche zurückgleiten, dann that er einen tiefen Zug aus seinem Bierkruge. Mit der linken Hand griff er darauf zu dem des Bruders hinüber und schlug den Deckel zurück. „Dacht' ich es doch,“ sagte er lächelnd, indem er in das Gefäß hineinblickte, „da sitzt der Junge wieder die ganze Zeit und hat noch nicht einen Schluck gethan. Klemens, Klemens, wie soll das werden, wenn Du unter die Studenten kommst. Prost Junge, trink' einmal.“ Er stieß mit seinem Kruge an den des Bruders. Klemens erhob

seinen Krug und senkte die gespitzten Lippen in den Schaum des Bieres, indem er dem Bruder lächelnd zunickte.

„Das ist ja aber gar nichts," sagte dieser, als er sah, daß der Andere absetzen wollte, „das heißt doch nicht Bescheid thun? Einen langen, ordentlichen, gehörigen Schluck will ich seh'n."

Klemens stieß einen Seufzer aus, dann hob er zum zweiten male den Krug zum Munde, während des Trinkens zu dem Bruder hinüberschielend, ob dessen Strenge sich nicht erweichen würde.

Der Professor aber blieb unerbittlich und ließ ihn saugen und saugen. „Geschenkt," sagte er endlich, und nun setzte der Andere den Krug nieder, indem er sich mit dem ganzen Leibe schüttelte.

„Siehst Du," fuhr der Professor fort, „das nennt man bei den Studenten jemanden in die Kanne steigen lassen; das werden sie Dir schon beibringen, wenn Du erst Fuchs in Heidelberg bist."

Klemens schüttelte den Kopf, so daß die dunklen Locken ihm um Stirn und Schläfen flogen.

Doppnau brach in ein gedämpftes Lachen aus.

„Aber da hört doch Alles auf," sagte er, „schüttelt sich der Junge wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, bloß weil er Bier trinken soll. Klementine hätte man Dich taufen sollen, als Du geboren warst, nicht Klemens, denn Du bist wirklich, glaub' ich, ein zimpferes Mädchen· Wie ist's, willst Du eins rauchen? Versuch's, Du mußt es doch einmal lernen?"

Er hielt ihm die geöffnete Cigarrentasche hin; beinah entsetzt stieß Klemens sie zurück.

„Aber Peter," sagte er mit verlegenem Lächeln, „wie bist Du denn heute nur?"

„Wie bin ich denn?“ fragte der Professor, „anders als gewöhnlich?“

Klemens schaute ihm einen Augenblick stumm lächelnd ins Gesicht, dann, als er sah, daß der Bruder sich eine Cigarre aus der Tasche genommen hatte, riß er eilfertig ein Schwefelholz aus dem Behälter, der auf dem Tische stand, strich es an und hielt es ihm zum Anrauchen hin. Seine Finger waren lang, weiß und zart.

„Na also?“ nahm Doppnau das Gespräch wieder auf, „was ist denn heute so besonderes an mir? Wie bin ich denn?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Klemens stockend, „so — wie soll ich sagen — so lustig.“

„Bin ich denn sonst ein Kopfhänger?“ fragte der Professor.

„Nein nein,“ fiel der Andere ein, „aber — ich weiß nicht — so wie heute habe ich Dich noch nie gesehen.“

Der Professor hatte den Kopf hintenüber geworfen und lächelte stumm vor sich hin.

„Sprich Dich nur aus,“ sagte er, als der Bruder schwieg.

„Daß Du plötzlich durchaus noch in die Kneipe gehen wolltest —“ fuhr dieser zögernd fort.

„Wenn man aus einer Gesellschaft kommt,“ erwiderte Doppnau, in der man so viel süße Bowle hat trinken müssen; und Du versäumst doch auch nichts; Du hast ja Ferien.“

Er trommelte mit den Fingern der rechten Hand leise auf die Tischplatte. Ein längeres Stillschweigen trat ein, Klemens blickte ihn stumm von der Seite an und wagte nicht, seine Gedanken zu stören.

Der Professor war kein schöner Mann; eher hätte man ihn häßlich nennen können. Der kunstlos gehaltene

blonde Bart umrahmte ein eckiges, nüchternes Gesicht. Das Gesicht eines Arbeiters, eines harten Arbeiters. Die Nase, die kurz und stumpf aufgesetzt war, ritt in die Welt hinaus, wie ein Gaul, der besser Trab als Galopp geht, freilich ein guter Traber und ein ausdauernder, der mit der Zeit weiter kommen mochte, als mancher rasch an-springende feingliedrige Hengst. Kopf und Stirn waren stark, beinah' mächtig ausgearbeitet; aber es war grobes Holzschneide-Werk, ein Baukasten für mathematische Gedanken-Bausteine, ohne die weichen Rundungen, welche die Phantasie am Haupte des Menschen wölbt, um darin zu ruhen und zu träumen.

Die wasserblauen Augen hatten einen festen graden Blick; Augen des Beobachters, die keinen Schleier zwischen sich und dem Gegenstand duldeten, den sie ergriffen hatten.

Heute Abend aber war etwas in denselben, was ihnen für gewöhnlich fremd sein mochte, ein weiches Sinnen, ein lächelndes Träumen.

Er hatte jetzt die Beine über einander geschlagen, so daß sein Rücken an der Stuhl-Lehne lag, die Hände in die Hosentaschen versenkt und sein Kopf wiegte, wie im Selbstgespräch, auf- und nieder.

Plötzlich fuhr er auf, es sah aus, als käme er aus weiter Ferne zurück. Seine Hand griff nach der Uhr, dann tippte er den Bruder auf das Knie. „Na, Klemens, alter Junge?“ sagte er, indem er ihm lächelnd ins Gesicht sah. Der kurze Satz blieb unvollendet; es war wie ein unartikulirter Laut des Herzens, arm an Worten, reich an Gehalt; wohlwollende Güte verklärte sein ganzes breites Gesicht und strömte wie eine warme weite Welle zu dem jungen Bruder hinüber.

„Was meinst Du?“ fuhr er fort, „es ist Zeit, wollen wir nach Hause gehen?“

Er hatte noch kaum geendet, als Klemens schon aufgesprungen war. Mit einer beinah drolligen Hast riß er seinen und des Professors Hut vom Nagel. „Freilich,“ sagte er, wir wollen geh'n, wir wollen geh'n.“

Als die Brüder auf die nachtdunkle Gasse hinausgetreten waren, hing Klemens sich in den Arm des Aelteren. „So,“ sagte er, indem er sich mit weicher Zärtlichkeit an ihn schmiegte, und dieses „so“ klang, als hätte er sagen wollen, „nun hab' ich Dich endlich wieder.“

Schweigend verfolgten sie ihre Straße, die langsam steigend, aus der Stadt zu dem Berge hinaufleitete, auf dem die Stern-Warte stand.

„Wie hat es Dir denn eigentlich heute Abend bei Allbachs gefallen?“ unterbrach Doppnau endlich die Stille.

„Langweilig,“ erwiderte Klemens kurzweg.

„Langweilig? warum denn?“

„Ich habe garnicht gewußt, was ich da sollte“, antwortete Klemens, „gegessen und getrunken hab' ich, weiter nichts.“

„Nun, nun,“ es giebt auch noch schlechtere Beschäftigungen im Leben,“ begütigte der Professor.

„Und Du warst garnicht für mich da,“ fuhr Klemens schmollend wie ein eifersüchtiges Mädchen, fort, „Du böser Peter Du!“

Doppnau brach in ein lautes Gelächter aus.

„Du brauchst nicht zu lachen, es ist mein Ernst,“ murrte Klemens.

„Ich lache garnicht über Dich,“ versetzte Doppnau; „ich mußte nur daran denken, wie Fräulein Lucie heut Abend lachte, als sie erfuhr, daß ich Peter hieße.“

Klemens ruckte unwillkürlich am Arme des Bruders. „Darüber hat sie gelacht?“ fragte er mit dem Tone vor-

wurfsvollen Staunens; „was ist denn aber dabei zu lachen?“

„Sie besitzt nämlich einen Dompfaffen,“ fuhr der Professor fort, der in seiner guten Laune die Betroffenheit des Bruders gar nicht bemerkt hatte; „ein unglaublich possirliches Kerlchen, wie sie mir erzählte, und der heißt auch Peter, und als sie hörte, daß wir Namensvettern wären, wollte sie sich ausschütten vor Lachen.“

Klemens blieb plötzlich stehen und sah den Bruder mit großen Augen an. „Das finde ich aber unglaublich taktlos,“ sagte er.

„Ach mach doch keine Geschichten,“ erwiderte Doppnau, „es war ja ganz reizend und allerliebst, wie sie es heraus brachte.“

Er hatte den Arm des Bruders, der ihm entschlüpft war, wieder fester in den seinigen geklemmt und setzte den Weg mit ihm fort. Klemens ging in schweigender Erregtheit neben ihm her.

„Das begreife ich aber nicht,“ sagte er nach einiger Zeit, „wie man auf solche Vergleiche kommen kann, wenn man die Ehre hat, neben einem großen Gelehrten zu sitzen.“

„Dummes Zeug,“ versetzte der Professor, „es giebt für den großen Gelehrten wie für den Menschen überhaupt gar nichts gesunderes, als sich von Zeit zu Zeit in liebenswürdiger Weise auslachen zu lassen.“

Klemens wagte keine Einwendungen mehr; schweigend gingen sie einige hundert Schritte weiter; der Professor räusperte sich einigemale, wie jemand, der zum Sprechen ansetzen will, und das, was er auf dem Herzen hat, nicht herausbringt. Mit möglichst gleichgültigem Tone sagte er endlich: „Du hast Fräulein Lucie Immenhof heute zum erstenmale gesehen? Hm?“

„Ja," antwortete Klemens einsilbig.

„Na was hat sie für einen Eindruck auf Dich gemacht?"

„Gar keinen," versetzte Klemens trotzig.

„Rede doch nicht solches Zeug," fuhr der Professor unwillkürlich aus seinem gleichgültigen Tone herausfallend, auf.

„Schlecht hat sie mir gefallen," rief jetzt ganz hitzig Klemens, „schlecht!"

„Ach was das heißen soll!" sagte Doppnau, indem er seinerseits stehen blieb und den Arm des Bruders fahren ließ. „Das ist doch der reine Trotz, der aus Dir spricht, der geradezu kindische Trotz!"

Klemens ließ den Kopf hängen und stand, ohne ein Wort zu erwidern, regungslos an seinem Fleck.

„Na komm, wir wollen vernünftig sein," sagte der Professor, gutmüthig lachend. Er schob den Arm des Bruders wieder in den seinen, und abermals setzten sie schweigend ihren Weg fort.

„Daß sie aber auffallend hübsch ist, das kannst Du doch nicht leugnen," brach er nach längerer Stille wieder heraus; seine Gedanken waren also noch immer bei demselben Gegenstand.

„Mag ja sein, daß sie manchem gefällt," maulte der Gefragte zur Antwort.

Der Professor räusperte sich wieder; es ließ ihm offenbar keine Ruhe, er mußte von Fräulein Lucie sprechen, aber es wurde ihm nicht leicht, das merkte man.

„Herrliche Augen," sagte er vor sich hin, laut aber kühl, als theilte er einem Kreise von Hörern das Ergebniß eines Rechenexempels mit.

„Furchtbar grell," stieß Klemens kurz und borstig heraus.

Abermalige Pause im Gespräch, beiden Brüdern stieg

die Hitze in den Kopf; mit gerötheten Wangen trotteten sie stumm neben einander hin.

„Eine ganz reizende Figur“ vertraute sich nach einiger Zeit abermals ganz laut aber so, als ob der Bruder gar nicht vorhanden gewesen wäre, der Professor an.

„Sehr lang,“ kam es sofort, wie ein Federball vom Rackett, knurrend von Klemens' Seite zurück.

Dem Professor riß wieder die Geduld.

„Wenn ich nur begriffe, was eigentlich mit Dir ist,“ sagte er, abermals stehen bleibend.

„Und wenn ich nur begriffe, warum Du mich so quälst,“ erwiderte mit weinerlich verzweifeltem Tone Klemens, „was in aller Welt geht mich denn Fräulein Lucie Immenhof an?“

Doppnau sah ihn einen Augenblick stumm verwundert an, dann schritten sie, ohne sich unterzufassen, weiter.

Der Abhang des Berges, auf welchem die Stern-Warte stand, war mit buschigem Strauchwerk bedeckt, welches, je höher hinauf, um so dichter wurde; die Sternwarte selbst stand inmitten eines ausgedehnten Gartens.

Die reine Luft, die den beiden Wanderern von Blättern und Bäumen entgegenrauschte, kühlte ihre erhitzten Nerven; nachdem sie noch einige Schritte gethan, standen sie vor einer Gitterpforte am Eingange des Gartens.

Klemens sprang voraus, stieß die Thür nach innen auf und sobald der Bruder nach ihm eingetreten war, drehte er den Schlüssel zweimal im Schlosse herum und schob einen Riegel vor die Planken.

Es sah aus, als hätte er einen Ueberfall erwartet, gegen den er den Garten schützen wollte.

Sobald dies besorgt war, riß er den leichten Sommer-Rock, den er trug, von den Schultern und nun, in Hemds-

ärmeln, lief er wie ein junges Füllen an dem Professor vorbei, den Laubgang, in dem sie sich befanden, entlang den Rock über den Kopf schwingend und ausschüttelnd, wie man ein Tischtuch nach vollbrachter Mahlzeit ausschwenkt.

Doppnau blieb laut lachend stehen.

„Aber Du närrischer Kauz Du, sagte er, als Klemens in langen Sätzen vom Ende des Laubgangs zu ihm zurückkam, welcher Teufel regiert Dich? Was treibst Du?"

„Fort Tabaksqualm," rief Klemens, ganz außer Athem, „fort Biergeruch, fort Kneipen-Luft, fort der ganze Abend! Ihr gehört nicht herein in unseren Garten, bleibt draußen! Hier ist es rein, hier ist es schön, hier bist Du, hier bin ich, unsere Bäume, unsere Pflanzen und unsere Sterne! Hier soll nichts weiter herein und niemand anderes und nichts!"

Er hatte die starken jungen Arme um die Schultern des Bruders geschlungen und preßte ihn an sich; der Hut war ihm beim Laufen vom Kopf geglitten, das lange Haar hing über sein Gesicht; er war wie besessen von einer wilden Leidenschaft.

„Hehehe," sagte Doppnau, indem er sich lachend gegen diese erdrückende Zärtlichkeit wehrte, „laß mich aus, Du erstickst mich."

„Nur, daß ich recht habe, sollst Du sagen," schrie Klemens, noch immer keuchend vor Athemlosigkeit, „daß Du fühlst, daß es hier besser ist, als in der Gesellschaft und in der Kneipe und irgendwo anders!"

„Ja doch, ja, ich ergebe mich," antwortete Doppnau, indem er die Arme des jungen Wilden von sich los machte, „mit Dir ist ja heute einmal nicht zu rechten."

Er stand vor ihm mit schweigendem, kopfschüttelndem Lächeln; dann strich er ihm die Locken aus dem

glühenden Gesicht. Das Licht der Sterne spiegelte in den großen schwärmerischen Augen; das schöne Antlitz leuchtete im Helldunkel der Sommernacht.

„Du seltsames Kind,“ sagte Doppnau, „Du sonderbares Kind.“

Aus dem offenen Hausflur, zu dem sie jetzt über einige Stufen hinaufstiegen, leuchtete wie ein verlorenes Glühwürmchen die Flamme eines Lichtes in die Nacht hinaus, welches in einer kleinen blankgeputzten Laterne auf einem Tisch aufgestellt war.

„Aha,“ sagte der Professor, „die alte Agathe hat sich über unser langes Ausbleiben gewundert und offenbar gemeint, solchen Nachtschwärmern müsse man heimleuchten. Er nahm die kleine Leuchte auf, deren Vorhandensein in der That der Vorsorge der Alten zu danken war, welche als einziges dienendes Wesen die Wirthschaft für die beiden Brüder führte; dann öffnete er die gegenüberliegende Thür und trat mit Klemens ein.

Es war das Arbeitszimmer des Professors, in dem sie sich befanden, ein großer Raum mit drei Fenstern, welche sich auf den, dem Flur-Eingange entgegengesetzten Theil des Gartens öffneten.

Während der Professor den Hut auf einen Stuhl warf, hatte Klemens die Hängelampe, die von der Mitte der Decke niederhing, herabgezogen; ein Schwefelholz flammte über dem Cylinder, und mit einem dumpfen „buff“ schlug die Gasflamme empor. Ihr rothgelbes Licht strömte auf die viereckige Platte eines mächtigen Schreibtisches nieder, der so massig inmitten des Raumes stand, daß man hätte denken können, das Zimmer sei um ihn herum gebaut worden. Die Wände ringsumher waren von Bücher-Regalen eingenommen, die bis an die Decke hinauf reichten.

Auf dem Schreibtische sah es ungefähr wie auf einer

Schiffswerft aus, wo in scheinbarer Verworrenheit tausend Bestandtheile umherliegen, aus denen schließlich zum Staunen des Uneingeweihten ein wohlgeordnetes festes Ganze hervorgeht.

Papiere in allen Formen, welche das erfinderische Bedürfniß des Augenblicks gebiert, lagen kunterbunt in Massen verstreut. Große Folio-Bogen, auf denen sich ungeheuere Zahlensäulen thürmten, größere und kleinere Papier-Fetzen mit angefangenen Berechnungen, mit hieroglyphenartig hingekritzelten Notizen. Und mitten auf diesem Papier-Meer schwamm etwas, das Klemens jetzt aufgefischt hatte und emporhielt.

„Sieh doch hier," rief er aufgeregt, „eine telegraphische Depesche!"

„Donner —" fuhr der Professor auf, „das kommt aus Madras."

Mit einem Schritt war er heran und hatte die Depesche dem Bruder aus der Hand gerissen; beinah zitternd vor Aufregung verfolgte dieser das Gesicht des Lesenden.

Die Züge des Professors hatten sich verwandelt; seine Nasenflügel weiteten sich; wie mit Zangen packten seine Augen den Inhalt des Telegramms an.

Mit einem „Hurrah" schwang er das Blatt empor; „es ist gelungen," rief er, „höre das an." Mit einer vor Erregung stockenden Stimme las er dem athemlos Lauschenden in hastiger Uebersetzung des englischen Textes den Inhalt der Depesche vor. Derselbe lautete: „Habe gestern Abend, Ihren Anweisungen entsprechend, beobachtet und den Kopf eines Kometen im Sternbild des Kentauren gefunden; grüße und beglückwünsche Sie."

Klemens stieß einen jauchzenden Schrei aus, flog auf den Bruder zu, umarmte ihn voll stürmischer Freude und küßte ihn. „Peter!" stammelte er, „Peter, großer Mann!"

Diesmal wehrte Doppnau der Zärtlichkeit des Jünglings nicht; ein stolzes Lächeln ging über sein Gesicht; die Depesche brachte ihm Kunde von einem großen Siege, den er für die Wissenschaft errungen.

Vor einigen Tagen hatte er einen ungewöhnlich starken Sternschnuppen-Fall beobachtet. Eine solche, im Monat Juli an sich ungewöhnliche Erscheinung hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Die ganze Nacht hindurch hatte er das Phänomen beobachtet und den Gang der Sternschnuppen, so genau als möglich, ihrem Anfangs- und Ausgangs-Punkte nach, in die Sternkarte eingezeichnet. Mit unermüdlicher Ausdauer war ihm Klemens dabei zur Hand gegangen, und erst der helle lichte Morgen hatte die beiden Brüder von der Warte fort in die Betten geschickt. Das Ergebniß war gewesen, daß sämmtliche Sternschnuppen aus einem und demselben Punkt am nordwestlichen Himmel hervorbrachen und mit geringen Abweichungen in der Richtung nach Ost-Süd-Ost verschwanden. Diese Wahrnehmung hatte den Astronomen auf die Vermuthung gebracht, daß der Sternschnuppenfall den Schweif eines Kometen darstellte, dessen Bahn dicht bei der Erdbahn vorübergezogen sein müsse, und nach wenigen Stunden Schlafs hatte er sich daran gemacht, die Bahn des Vermutheten zu berechnen. Wie Herkules mit dem Riesen, so hatte er einen ganzen Tag lang mit der furchtbaren Aufgabe gerungen; es war ein Tag gewesen — die alte Agathe meinte, „so einen Tag würde sie Zeit ihres Lebens nicht mehr vergessen.“ Mittags war der Herr Professor gar nicht zum Essen gekommen, „und was der junge Herr Klemens gegessen hatte — das trug auch die Katze auf dem Schwanz fort.“

Klemens war in der That den ganzen Tag hindurch nicht aus der Aufregung herausgekommen; auf den Fuß-

spitzen schlich er im Hause hin und her und mit verhaltenem Athem lauschte er von Zeit zu Zeit an der Thür zu des Bruders Arbeitszimmer. Hineinzutreten und ihn zu stören, wäre ihm wie Tempelschändung erschienen.

Am Nachmittage endlich war die Thür des Heiligthums von innen aufgethan worden, und der Professor, ganz roth im Gesicht von der Anstrengung, auf der Schwelle erschien. Er hatte den Hut bereits auf dem Kopfe gehabt, zum Ausgange fertig. „Komm mit," sagte er zu Klemens, „ich telegraphire nach Madras; dort muß der Kopf des Kometen zu erblicken sein, wenn meine Rechnung stimmt."

Und sie stimmte. Heute Abend beim Biere hatte Doppnau sie dem Bruder in kurzen Andeutungen skizzirt, und jetzt hielt er die Bestätigung des Gelingens in Händen.

Wie zu einem höheren Wesen blickte Klemens zu ihm auf; er war zurückgetreten und seine Augen ruhten mit dem milden Ausdruck unbegrenzter Ehrfurcht auf dem Gelehrten.

Doppnau hatte die Depesche wieder zusammengelegt und auf den Tisch geworfen.

„Na aber jetzt," sagte er, „zu Bett, zu Bett, es ist hoch Schlafenszeit." Der Sturm der Erregung war vorübergebraust, sein Gesicht hatte wieder den einfachen Ausdruck gewöhnlicher Stunden angenommen.

Klemens kam wie aus einer Verzückung zu sich.

„Schlafen?" murmelte er, kann man denn nach so etwas schlafen?"

„Erst recht," erwiderte Doppnau kräftig, „bei Nacht soll der Mensch schlafen und meinetwegen träumen, und bei Tage wachen und arbeiten." Er legte die Hand auf des Jünglings Haupt und strich über das lange weiche

Haar hinunter, „hast Du gehört, Kerlchen? bei Tage nicht träumen, nicht träumen!“

Klemens nickte stumm.

„Uebrigens dank' ich Dir noch für die Assistentendienste,“ fuhr der Professor fort, „Du hast Deine Sache famos gemacht, sicher beobachtet und richtig eingezeichnet — Du weißt, ich lobe nicht leicht.“

Daß letzteres wahr sein mochte, sah man an der freudigen Ueberraschung, welche leuchtend über des Jünglings Gesicht ging. Er faßte die Hand des Bruders mit beiden Händen.

„Wirklich?“ sagte er leise, „bist Du zufrieden mit mir gewesen? Mühe habe ich mir redlich gegeben, das kann ich bezeugen.“

„Ja wirklich, ich bin zufrieden gewesen,“ versicherte Doppnau, „und ich bin überzeugt, daß einmal ein tüchtiger Astronom aus Dir wird; darum aber jetzt zu Bett, Du hast bei der Gelegenheit eine Nacht um die Ohren geschlagen, und das ist noch nichts für solchen jungen Spatz, wie Du einer bist, — also gute Nacht.“

Er hatte ein Licht angezündet, die Lampe ausgelöscht und ging auf sein Schlafzimmer zu, das an den Arbeitsraum stieß; die Flurthür schloß sich hinter Klemens, welcher zum oberen Stockwerk hinaufstieg, wo sein Wohn- und Schlafzimmer lag.

Tief in der Nacht wachte Doppnau auf. Er griff nach dem Schnupftuch, das er auf den Nachttisch neben dem Bett zu legen pflegte, und bemerkte, daß er es im Rock hatte stecken lassen, der im Arbeitszimmer lag. Er stand auf, und als er in das Arbeitszimmer trat, glaubte er zu hören, wie jemand von der Treppe her mit leisen Schritten bei der Thür vorüberschlich. Lauschend stand er; die Schritte verloren sich den Flur entlang und nach

einigen Augenblicken hörte er in der Ferne eine Thür gehen; es war dem Schalle nach die Pforte, welche in den großen Kuppelsaal führte, in dem die Fernrohre und sonstigen astronomischen Instrumente aufgestellt waren.

„Was hat denn das zu bedeuten?" sprach er vor sich hin. Hastig kleidete er sich an, dann trat er auf den Flur hinaus, um dem nächtlichen Wanderer nachzugehen. So behutsam als möglich öffnete er die Thür des Saales und betroffen blieb er auf der Schwelle stehen.

Der ganze weite Raum war von einer mächtigen, drehbaren Glaskuppel überwölbt, durch welche hindurch man in den sternfunkelnden Nachthimmel hinausblickte, der wie eine zweite ungeheuere Wölbung die Kuppel umfing.

Es war ein wunderbarer Anblick, der das Gefühl erweckte, als befände man sich hier im Vorgemach des Himmels. Die riesigen Teleskope, die wie schwarze Schatten regungslos in der Nacht standen, sahen aus wie Sprachrohre, emporgerichtet um die Stimme der Erde aufzunehmen und hinauszusenden in den unermeßlichen Weltraum, hinüber zu den Planeten, die lautlos, die glühenden Augen auf die Erde gerichtet, durch den Weltraum dahinzogen.

Und an einem dieser großen Rohre saß Klemens, in den Himmel blickend, so ganz in sein Thun versunken, daß er nicht hörte, wie sich die Pforte in seinem Rücken öffnete.

Doppnau blickte in der Richtung des Teleskops empor; in grünlich flimmerndem Licht schwamm dort oben der Jupiter. Das nächtlich geheimnißvolle Treiben des Bruders machte ihn selbst für einige Augenblicke sprachlos.

„Aber Klemens!" sagte er dann mit lauter Stimme.

Der Angerufene fuhr auf, Ueberraschung und Schreck durchzuckte seine Glieder, sein Antlitz erschien leichenblaß.

„Bei Nacht aufstehen und hierher schleichen?“ fuhr Doppnau herantretend fort, „und sich halb angekleidet hersetzen und in den Himmel starren? Junge, Junge, was machst Du mir für Geschichten?“

Es war, wie der Professor sagte: so wie er aus dem Bett gesprungen, war Klemens, so schien es, hergeeilt, in Unterbeinkleidern und Strümpfen und einen leichten Rock über das auf der Brust offene Nachthemde geworfen.

Er legte beide Hände an die Stirn und strich sich langsam über die Schläfen hinunter. „O, Peter,“ sagte er, „Peter, die Sterne lassen mich nicht schlafen.“

„Und da sitzt er und beobachtet den Jupiter,“ sagte der Professor, „als hätte er ihn nicht hundert mal schon durch das Teleskop betrachtet.“

„Aber sieh ihn doch nur an!“ rief Klemens, „und sieh, wie wunderbar er aussieht! Peter, ich glaube, die Sterne wachsen, sie werden alle Tage größer und herrlicher.“

Seine laut gesprochenen Worte widerhallten in der Wölbung, es gab einen verworrenen Schall, der wie in einem großen, dumpfen Seufzer endete.

Doppnau hatte sich unter das Fernrohr gesetzt und blickte hindurch; in wundervoller Klarheit erschien die grünlich leuchtende Kugel des Planeten, von seinen Trabanten-Monden umtanzt. Nach einiger Zeit erhob er sich. „Es ist aber wirklich gar nichts Außergewöhnliches heute zu sehen,“ sagte er ruhig, indem er sich von seinem Sitz erhob.

Klemens trat auf ihn zu, legte die Hände auf seine Schultern und blickte ihn mit den leuchtenden Augen an, während ein geheimnißvolles Lächeln sein Gesicht umspielte.

„Nichts Außergewöhnliches zu sehen?“ fragte er, die Worte des Bruders wiederholend, langsam und schwer, „o ja doch, Peter doch. Es sind die Augen der unermeßlichen Welt — kann man denn noch an andere Augen denken, wenn man einmal da hineingesehen hat?“ Der Professor wollte etwas erwidern, aber Klemens ließ ihm nicht Zeit dazu. Er beugte sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: „Weißt Du, was mir klar geworden ist, Peter? Die Sterne sind Götter und dulden keine anderen Götter neben sich; wer sich ihrem Dienste geweiht hat, muß sich ihnen ganz hingeben, ganz und ausschließlich und darf nicht —“

Er stockte, der Professor machte sich ärgerlich los. „Träumer!“ sagte er verweisend, „Träumer und Phantast! Wenn Du zu den Sternen hinauffliegen willst, wirst Du Dir das Genick brechen. Ich habe Dir die Leiter gezeigt, auf der man hinaufklettert, sie heißt: die Wissenschaft. Daß es unbequemer und prosaischer sein mag, Stufe nach Stufe zu erklimmen, anstatt sich mit einem Flügelschlage der Phantasie hinauf zu versetzen, mag sein; jedenfalls aber ist es sicherer. Man weiß, wohin man gelangt und verläuft sich nicht da oben; man behält seinen Zusammenhang mit der Erde, zu der man wieder zurückkehrt und vergißt nicht, daß man der Erde und der Wirklichkeit angehört.“ Er hatte seinerseits den Bruder an der Schulter gefaßt und schüttelte ihn; „verstehst Du, Herr Nachtwandler? Der Wirklichkeit, wie sie war und ist und sein wird! Deren Anforderungen sich jeder zu beugen hat, jeder, mag er sein wer er will und was er will! Und nun zur Ruh und zu Bett! Es ist mein Ernst. Du siehst jetzt schon aus, als hättest Du Dir ein Fieber an den Leib erkältet.“

Er knöpfte dem Jüngling, dessen halbnackter Körper

in der kühlen Luft des dämmernden Morgens zu schauern begann, wie einem Kinde den Rock über der Brust zusammen, dann trat er mit ihm auf den Flur hinaus und verschloß hinter sich die Thür des Saales.

Mit einem leisen „Gute Nacht" schlüpfte Klemens der Treppe zu und verschwand nach den oberen Räumen des Gebäudes. —

Im Hause des Doctor Allbach sah es seit einigen Tagen etwas anders aus als bisher, und zwar seitdem Fräulein Lucie Immenhof als Gast in dasselbe eingezogen war und darin wohnte. Der Schwerpunkt der Hausordnung war verschoben; für gewöhnlich ruhte derselbe in der Person des Hausherrn, jetzt stellte Fräulein Lucie ihn dar. Sie hatte aus Berlin, wo sie früh verwaist, ohne Eltern und Geschwister in der Gesellschaft einer alten Anstands-Tante wohnte, ihre großstädtischen Lebensgewohnheiten mitgebracht, und die stimmten nicht ganz mit denen des Städtchens überein. In kleinen Städten geht man früh zu Bett, um früh aufzustehen — in Berlin macht man es umgekehrt.

Den Morgen-Kaffee, den Doctor Allbach zu früher Morgenstunde in Gemeinschaft mit seiner Frau einzunehmen pflegte, mußte er jetzt meistens allein trinken, da seine Gefährtin um diese Zeit mit tausend kleinen Besorgungen für den noch schlummernden Gast beschäftigt war. Sie hatte an Luciens Schlafzimmerthür zu lauschen, ob sie auch noch schliefe, den Mädchen anzuempfehlen, daß sie leise sein und den Gast nicht stören sollten; manchmal hatte sie auch ganz heimlich in das Gemach zu schlüpfen, um einen frischen Blumenstrauß hinein zu befördern, der die Erwachende begrüßen sollte.

Doctor Allbach ertrug sein Schicksal jedoch ohne zu murren. Er war noch jung und empfand das heimlich süße Gefühl, das es dem Manne bereitet, einem weiblichen Wesen in seinen vier Pfählen Schutz und Obdach zu gewähren; namentlich wenn dies weibliche Wesen schön ist, wie Fräulein Lucie Immenhof es war. Das Haus, das der Mann sich gründet, ist sein Reich, und es ist ein Gefühl ritterlichen Stolzes, den Frieden dieses Reiches einem schönen Geschöpf zu Theil werden zu lassen, welches sich ihm so ganz anvertraut, daß es sich darin entkleidet und zu Bett legt, und sich ihm in aller Hülflosigkeit des Weibes dahingiebt.

Als Freundin der Frau Allbach, mit der sie sich seit den Kinderjahren kannte, war Lucie ins Haus gekommen, als Freundin des Herrn und der Frau Allbach wohnte sie jetzt darin, denn der Doctor brachte dem schönen, geistvollen Mädchen aufrichtige Verehrung dar.

Noch nie hatte er eine Frau gefunden, mit der er sich über wissenschaftliche Fragen so zu unterhalten vermochte, wie mit Lucie; er bewunderte das Interesse, mit dem sie ihm zuhörte, und den scharfen Verstand, mit dem sie Fragen stellte und Meinungen äußerte. Und zu dem allen kam jener unbestimmte Hauch der großen Welt, den sie wie einen feinen Duft um sich verbreitete, der aus der feinen Fügung ihrer Worte herausklang, in der freien Leichtigkeit ihrer körperlichen Bewegungen sichtbar wurde und der den Bewohner der kleinen Stadt gewissermaßen berauschte.

Doctor Allbach war ein pünktlicher Mann in seinem Beruf, und daher auch an dem Morgen des Tages früh aufgestanden, welcher dem Abende folgte, an dem die Gebrüder Doppnau bei ihm zu Gaste gewesen waren.

Er war schon bei der zweiten Tasse und der Cigarre,

als Frau Allbach hereingeschlüpft kam, um sich doch auch einmal nach ihrem vernachlässigten „armen Alten" umzusehen.

Sie fand ihn in die Morgenzeitung vertieft, die er bei ihrem Eintritt sofort bei Seite legte.

„Wie steht's?" fragte er, „bist Du schon bei Fräulein Lucie gewesen?"

Frau Allbach hatte bereits zu ihr hineingespäht — Lucie schlief noch ganz fest; sie mußte, ihrer Gewohnheit nach, gestern Abend noch lange gelesen haben, denn das Licht sei ganz herab gebrannt gewesen.

Die Erdbeer-Bowle gestern Abend würde ihr doch gut bekommen sein?" forschte der Arzt.

Frau Allbach hoffte dasselbe.

Der Doctor blickte eine Zeitlang schweigend in die Rauchwolken seiner Cigarre, dann sprang er auf. „Weißt Du," sagte er, „was mich geradezu in Erstaunen setzt? Daß das Mädchen noch nicht geheirathet hat."

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Du kennst sie ja seit lange," fuhr er fort, „sie hat wohl schon eine gehörige Menge Körbe ausgetheilt? Hm?"

„Ich habe nie etwas davon gehört," erwiderte Frau Allbach.

Ganz überrascht blieb er stehen. „Was?" nicht? Es hätte noch niemand um sie angehalten?"

„Ich glaube nein," versetzte sie.

„Aber wie ist das möglich?" fuhr Allbach auf, „sag mir nur, wie ist das möglich? Ich will ganz davon absehen, daß sie schön ist, daß sie Verstand hat für Zehn, aber daneben denk ich, hat sie von ihrem Vater ein ganz hübsches Vermögen mitbekommen; sie steht ganz allein in der Welt, bringt ihrem Manne keine Familien-Verpflichtungen mit, keine Schwiegereltern —"

Frau Allbach zeigte ein etwas ungeduldiges Gesicht; er ging zu ihr und küßte sie.

„Du weißt ja, Annchen," sagte er begütigend, „Deine Eltern sind so — so — das sind gar keine Schwiegereltern, sondern nur Eltern, überhaupt — aber was sind denn das für junge Männer in Berlin, wenn keiner sich das Mädchen holt?"

Frau Anna war an's Fenster getreten und blickte sinnend hinaus; jetzt wandte sie sich zurück.

„Ja siehst Du," sagte sie, „es ist ein eigen Ding — Alles was Du sagst, ist ganz richtig, und ich will auch garnicht behaupten, daß Lucie die Männer gleichgültig ließe, aber, es ist merkwürdig aber wahr, die verheiratheten Männer interessiren sich weit mehr für sie als die unverheiratheten — und das kann ihr schließlich nichts nützen," fügte sie auflachend hinzu.

„Was Du sagst," erwiderte ungläubig der Doctor.

„Du kannst es mir glauben," fuhr sie fort, „ich habe es mehr als einmal bemerkt und mich selbst darüber gewundert; die verheiratheten und die sehr viel älteren Männer, das sind ihre Anbeter; die jüngeren kommen an sie heran, flattern eine Zeitlang um sie herum — und plötzlich sind sie wieder fort."

Allbach stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Hab' ich es nicht immer gesagt," rief er, „unser deutsches Männer-Geschlecht ist im Niedergang begriffen! Ein neuer Beleg für meine Behauptung. Auf der einen Seite geißelt man mit schaalen Witzeleien die sogenannten Emanzipationsgelüste der Frauen, und auf der anderen läßt man die bedeutenden Mädchen sitzen und zwingt sie zu dem, was man ihnen vorwirft. Die Lucie ist ihnen ganz einfach zu klug und zu bedeutend, das ist des Pudels Kern; sie fürchten sich vor ihr."

„Mag sein, daß Du recht hast,“ entgegnete Frau Allbach, „ich habe immer das Gefühl gehabt, als wäre sie den Männern zu selbstständig; sie lebt, ganz ohne irgend jemanden zu fragen, grade wie es ihr beliebt, macht Reisen in die Welt, liest Zeitungen, spricht über ernste Angelegenheiten mit, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen — und daran ist man bei uns zu Lande nun einmal nicht gewöhnt.“

„Weil wir Deutschen uns die Frau noch immer nicht anders denken können, als mit dem Strickstrumpf oder hinter dem Heerd,“ murrte der Doctor. „Die Herren fühlen ganz genau, daß der Mann, der mit solch einem Mädchen fertig werden soll, ein ganzer Kerl sein müßte, und das ist unbequem — natürlich.“

„Ich habe mir schon manchmal recht ernste Gedanken über die arme Lucie gemacht,“ sagte Frau Anna. Sie blickte wieder zum Fenster hinaus: „über die erste Jugend ist sie ja doch auch hinaus.“

„Na, was das anbetrifft,“ erwiderte Allbach, „so wollen wir uns nur beruhigen; die Natur hat, als sie ihr das Gesicht gab, einen gut geschnittenen Prägestock gebraucht, sie hat Züge, und solch ein Gesicht hält sich länger als die Eintags-Gesichtchen, die nur von der Gnade und Barmherzigkeit der Zeit leben.“

„Du brauchst Dich nicht so zu ereifern,“ sagte Frau Anna, „es hat nach niemand etwas anderes behauptet.“

Sie war roth im Gesicht geworden; der Doctor fühlte sich veranlaßt, wieder zu ihr zu gehen und ihr einen Kuß zu geben.

Dann trat eine Pause ein, Allbach zog sein Notizbuch hervor und überblickte die Reihe der Krankenbesuche, die er heute zu machen hatte.

„Weißt Du, was ich heute vorhabe?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nun?"

„Ich werde zu Doppnau gehen und ihm sagen, er solle uns einmal seine Stern-Warte zeigen."

„Uns?" fragte Frau Allbach langsam zurück, „heißt das Dir und mir?"

„Und natürlich, Fräulein Lucie," entgegnete er.

Sie sah ihn mit listigem Lächeln schweigend an; der Doctor erröthete ein wenig.

„Ich bin überzeugt, daß sie das sehr interessiren wird," stotterte er.

Statt aller Antwort hob sie die Hand und drohte ihm mit langgestrecktem Zeigefinger.

„Na? Was soll's?" fragte er mit erkünstelter Unbefangenheit.

„O Du, Du, Du," sagte Frau Anna.

Allbach ließ ein kurzes Lachen hören. „Mit was für Gedanken diese Frauen immer gleich bei der Hand sind," sagte er.

Die Schlag-Uhr auf dem Kaminsims verkündete die neunte Stunde; Allbach wandte sich zur Thür, um sich zum Ausgehen fertig zu machen. Auf der Schwelle drehte er sich um, Frau Anna stand noch immer mit vielsagendem Lächeln mitten im Zimmer.

Na und schließlich," erklärte er, „es ist wahr, Doppnau ist auch ein ganz famoser Kerl — oder bist Du anderer Ansicht?"

„Ganz und gar nicht," erwiderte sie, „und ich bin auch überzeugt, daß es Lucie außerordentlich interessiren wird."

Der Doctor ging hinaus.

Als er auf dem Flur an der Thür vorüberschritt,

hinter welcher Fräulein Lucie schlief, konnte er sich nicht enthalten, einen zärtlich bewundernden Blick auf die kleinen zierlichen Stiefelchen zu werfen, welche daselbst, ihrer Gebieterin wartend, aufgestellt waren.

Wenige Minuten darauf trat Frau Anna bei Lucien ein.

In dem geräumigen Gemach herrschte noch das Halbdunkel; die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen; vorsichtig spähte sie nach dem Bett, welches quer im Zimmer stand.

„Komm nur herein," ertönte vom Lager her eine helle Stimme, „ich bin schon lange wach."

Die Arme unter dem Haupte gekreuzt, lang auf dem Rücken ausgestreckt, lag Lucie Immenhof da, mit klaren Augen ihrer Wirthin entgegenlächelnd.

„Darf ich die Gardinen öffnen?" fragte Frau Allbach.

„Nur zu," entgegnete Lucie.

Das einströmende Licht beleuchtete die Gestalt eines schönen ruhenden Weibes.

Sie stand nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber unter der leichten Bettdecke zeichneten sich weiche, volle Körperformen ab, und die Züge des Gesichts, um welches sich das Federkopfkissen zu beiden Seiten emporbauschte, waren geistvoll, bedeutend und schön.

„Hast Du gut geschlafen?" fragte Frau Anna, indem sie an das Bett herantrat.

„Wie ein Sack," erwiderte Lucie mit herzhaftem Gähnen — setz' Dich doch drauf," fuhr sie fort, als sie sah, wie Frau Anna nach einem Stuhl umherblickte und mit den Augen an dem Polster-Schemel hangen blieb, auf welchem Luciens Unterröcke und Strümpfe lagen.

„Ich zerdrücke Dir ja Deine Sachen," entgegnete diese — „sieh nur, welche Pracht."

Mit der sachverständigen Neugier der Hausfrau und

Kleinstädterin betrachtete sie Luciens elegante Kleidungsstücke, sie ließ den spitzenbesetzten Saum des weißen Unterrocks durch ihre Finger gleiten, dann strich sie mit der flachen Hand über die langen Strümpfe von feiner weißer Baumwolle.

„Wie Seide," sagte sie bewundernd, „wie Seide; ist das Berliner Arbeit?"

„Freilich," erwiderte Lucie, die, ohne ihre Stellung zu verändern, der Freundin gleichgültig lächelnd zusah.

Endlich hatte Frau Allbach einen noch freien Stuhl entdeckt, den sie neben das Bett rückte. Lucie drehte sich auf die Seite, indem sie das Haupt, dessen schönes dunkles Haar lang aufgelöst herniederhing und das Kopfkissen überfluthete, in die aufgestützte rechte Hand lehnte.

„Und Du sorglich waltende Hausfrau, bist natürlich schon lange wieder auf den Beinen?" sagte sie, die klugen Augen, in deren Tiefen der Schlaf noch wie ein verfliegendes Gewölk lag, auf Anna gerichtet.

„Man hat für seinen Mann zu sorgen," versetzte Frau Allbach, beinah als ob sie sich entschuldigen müßte, „und für sein Haus —"

„Und für seinen faulen Logir-Besuch," unterbrach Lucie sie lachend; „o Du Heinzelmännchen! Von Gotts- und Rechtswegen müßt' ich mich in Grund und Boden vor Dir schämen."

Sie hatte den Oberleib aufgerichtet und umschlang den Hals der Freundin; die weiten Aermel des Nachthemds glitten von den weißen nackten Armen zurück; Frau Anna's kleinbürgerliches Gesicht sah aus wie ein dürftiges Portrait in einem prachtvollen Rahmen.

Lucie hing sich mit der ganzen Wucht ihres vollen Oberleibes um Anna's Nacken, so daß diese wie eine Weidenruthe herabgebeugt wurde und sich mit den Händen

auf die Bettkante stützen mußte, dazu lachte und kicherte sie wie ein neckischer Kobold.

„So,“ sagte sie, indem sie Anna auf die sanften Augen küßte, „nun hab' ich wie ein Feinschmecker Dein Gesicht genossen, Deine Augen sind darin das Hübscheste.“

Sie ließ sich in die Kissen zurück sinken und reckte und streckte die Glieder.

„O dies Talent zum Schlafen,“ sagte sie, „ich glaube, es ist das einzige, das ich besitze.“

„Du hast wohl gestern Abend noch lange gelesen?“ fragte Frau Allbach, indem sie zu dem Nachttisch hinüberblickte, der neben dem Bette stand. Neben unzähligen zierlichen Kleinigkeiten, die eine elegante Frau mit sich führt, um sie nicht zu gebrauchen, lag ein ziemlich dickleibiges, uneingebundenes Buch.

„Ja“, sagte Lucie gähnend, „ich habe einen Roman zu Ende gewürgt, um dann um so sicherer einzuschlafen.“

„Hübsch?“ fragte Frau Anna.

„Ein deutscher Roman,“ antwortete Lucie, „also versteht sich ja alles Uebrige von selbst. O diese deutschen Romane! Diese fürchterlichen deutschen Romane!“

Sie hatte die Füße gegen die untere Bettwand gestemmt und stampfte ungeduldig dagegen.

„Immer dieselbe Leier, mit ein paar neuen Modulationen, ohne eine neue Melodie. Zurechtgeschnitten wie Rechenexempel; statt des großen Ganges, den die Dinge ihrer Natur nach gehen müßten, immer der spanische Stiefel-Gang, den der Herr Verfasser sie machen läßt, damit sie hübsch artig an das Ziel gelangen, an dem er sie haben will. Und der unglückliche Leser, der dieses Ziel von der ersten Zeile an mit Händen greift! Wahrhaftig man kommt sich vor, wie ein Wandrer auf einer langweiligen

Chaussee, der den Kirchthurm auf eine Meile Entfernung sieht und die Pappeln zählt, die er noch hinter sich bringen muß, um bis ins Dorf zu kommen. Diese Männer, die in Druckform denken und in Aufsätzen reden! Und nun gar erst die Frauen! Diese Frauen! Das nennen sie das Leben! Das nennen sie Menschen! Diese Uebermasse von Bildung und Bücher-Gelehrsamkeit, und dieser gräßliche Mangel an Welt-Erfahrung, an Lebens-Kühnheit und an Phantasie!"

Frau Anna saß ganz stumm und verschüchtert; sie fühlte sich zu fremd auf diesem Gebiete, um mitzureden.

Lucie lag wieder auf dem Rücken ausgestreckt, das Gesicht emporgerichtet; ihre Augen hafteten an der Stubendecke. Und diese eben noch so lächelnden Augen erschienen verändert, ganz dunkel, und aus ihren Tiefen blickte die schmachtende Seele eines einsamen Weibes.

„Ich habe mir immer gewünscht," fuhr sie wie mit sich selbst sprechend fort, „einmal in einem Buch eine Frauengestalt zu finden, bei der ich mir hätte sagen können: das bist Du — ich hab' es mir so schön gedacht, sich einmal von einem wirklich bedeutenden Mann so bis in die tiefste Tiefe durchschaut zu fühlen; er hätte vielleicht nicht viel Gutes gefunden, ich glaub's beinah selbst, aber er hätte mich auch nicht zu schonen brauchen, unbarmherzig hätte er mit mir umgehen können, nur daß er mir wirklich über sei, nur daß er wirklich und wahrhaftig die Wahrheit sagte, nur das hätte ich fühlen müssen — aber ich habe nichts gefunden. — Ich habe gelesen — puh, es ist gräßlich darüber nachzudenken — ganze Leihbibliotheken glaub' ich — aber ich habe nichts gefunden."

„Aber es wird doch gewiß manches Schöne und

Gute geschrieben?" wagte Frau Anna beschwichtigend einzuwenden.

„Laß mich mit dem Schönen und Guten," rief Lucie ganz wild, „das sind Etiketten für gemanschten Wein! Ein Buch, das ich lese, soll mir etwas nützen, und unsere deutschen Romane nützen uns nichts! Nein, es ist mir klar geworden, die Kraft des deutschen Geistes wohnt heutzutage nicht in der deutschen Literatur; sie hat sich auf einen anderen Körpertheil der deutschen Seele geworfen, auf die Wissenschaft."

Frau Anna fuhr wie elektrisirt auf. „Siehst Du," rief sie, „siehst Du, genau dasselbe hat neulich einmal, bevor Du kamst, Professor Doppnau zu meinem Mann gesagt, als sie über solche Geschichten sprachen."

Lucie hatte wieder die Arme unter den Kopf geschoben; ein feines spöttisches Lächeln umkräuselte ihren Mund. „Professor Doppnau das Orakel," sagte sie langsam.

„Aber wirklich beinah mit denselben Worten," versicherte Anna.

In Luciens Augen waren von neuem alle Kobolde des Muthwillens aufgewacht; sie wälzte den schönen, trägen Leib wieder auf die Seite und schaute die Freundin mit blinzelndem Lächeln an.

„Aber Dein Professor Orakel," sagte sie, „ist in der Sache Partei; was der sagt, das zieht nicht."

„Professor — Orakel?" fragte Frau Anna.

„Ist er denn Euer Hausorakel etwa nicht?" entgegnete Lucie. Sie schob sich mit halbem Leibe aus dem Bett und legte den Kopf auf Annas Schooß. „Aber siehst Du, Anna," sagte sie flüsternd, mit tief ernstem Ton, „was die deutschen Gelehrten anbetrifft, so muß ich Dir etwas beichten, etwas geheimes, etwas schauerliches —"

„Was meinst Du denn?“ fragte Anna, die ganz unruhig wurde.

Lucie hob das Gesicht empor: „Sie sind langweilig, Anna, über die Maaßen, furchtbar langweilig!“ Sie umfaßte Anna nnd brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Nun, es wird doch wohl Ausnahmen geben,“ wandte Frau Anna etwas empfindlich ein.

Lucie aber war nicht zu bändigen, wie ein wilder Wassernix schüttelte sie das flatternde Haar um den Kopf. „Traue meiner Erfahrung von so und soviel Berliner Abend- und Mittaggesellschaften,“ rief sie; „ich habe im vorigen Winter in einer Bankier-Familie, in welcher der Küchenzettel neben den feinsten Sommergemüsen stets die neuesten Berühmtheiten der Saison aufweist, zu Mittag gegessen und neben einem Afrikareisenden von orchestraler Berühmtheit gesessen. Keine Zeitung, die nicht spaltenlange Artikel über ihn gebracht hätte; der Herr des Hauses in lauter Wonne zerschmelzend wie Butter, die man an die Sonne stellt; alle Gäste in flüsternder Ehrfurcht und ich selbst, von der man schmeichelhafter Weise angenommen hatte, daß ich den imposanten Gast am besten unterhalten würde, mit allen gezogenen Registern meines armen Geistes an seiner Seite — und siehst Du, nie im Leben habe ich mich öder gelangweilt, als in jenen Stunden! Ich weiß, daß hundert Andere in meiner Lage sich ebenso gelangweilt haben würden wie ich und dann aufgestanden wären und ‚welch' ein interessanter, welch' ein bedeutender Mann!‘ gelispelt hätten — aber ich konnte es nicht sagen und hab' es nicht gesagt und will's nicht sagen; denn die Wahrheit ist, daß der berühmte Reisende langweilig war wie ein unaufgeschnittenes Buch! unzugänglich, wie sein schwarzer Erdtheil selbst! Unausgiebig wie ein Barren Erz, den man einer Hausfrau in

den Schooß legt, mit der freundlichen Aufforderung, damit ihre Wirthschaftsbedürfnisse zu besorgen!"

„Ja, ich weiß schon, was Du sagen willst," schnitt sie Anna, die den Mund zu einer Erwiderung spitzte, das Wort ab, „daß der Barren Gold ist; natürlich, das nehm' ich auf Treue und Glauben an, aber was nützt mir ein Riesenwust von Wissen und Gelahrtheit, wenn nie ein Körnchen davon abfällt, um mich armes hungerndes Menschenkind zu füttern? Der Mensch soll dem Menschen nützen! ‚Lies seine Werke', entgegnet man mir — aber ich will nicht immer lesen und lesen! In Deutschland wird schon viel zu viel gelesen! Ein bedeutender Mann soll nicht nur schreiben, sondern auch sprechen können! ‚Salongeschwätz!' ruft man mir von oben herunter zu, ‚Unter der Würde eines großen Geistes!' aber man braucht im Salon nicht zu schwatzen, man kann im Salon sehr gut reden, und die Männer sollten uns Frauen dankbar sein, die wir sie dazu nöthigen. Ein gutes gesprochenes Wort ist mehr werth und bleibt lebendiger im Gedächtniß, als zehn Seiten guten, geschriebenen Inhalts; wer schreibt, ist wie der Prediger auf der Kanzel, er hat immer recht; wer spricht, muß sich auf Einwendungen gefaßt machen. Und die Prediger auf der Kanzel sind langweilig und die Schreibemenschen desgleichen, und wer seinen Nebenmenschen langweilt, der — der begeht ein Verbrechen an der Menschheit, denn Langeweile tödtet nicht blos, sie richtet zu Grunde, ruinirt, moralisch, geistig und körperlich! Langeweile ist gräßlich, fürchterlich, entsetzlich!"

Lucie hatte das Gesicht in das Fensterpolster gedrückt; dadurch bekam der erstickte Schall ihrer Worte etwas dumpfes, rauhes.

War das Scherz? War das Ernst? Es klang beinah wie eine verzweifelte Klage. Mit den Füßen stieß

sie um sich wie ein wildes, ungeberdiges Kind, sodaß die Decken umherflogen und die sorgliche Anna zutreten und ihren entblößten Körper zudecken mußte.

„Aber Lucie,“ sagte sie, „Du wirst doch nicht so ungerecht sein und alle deutschen Gelehrten für langweilig erklären, weil Du einmal neben einem gesessen, der es vielleicht zufällig war?“

„Er war der erste nicht und nicht der letzte,“ erwiderte Lucie, indem sie abermals den feierlichen Ton anschlug, durch den sich die gute Anna regelmäßig in die Falle locken ließ, „siehst Du, Anna, Freundin, Vertraute, da war ich vor kurzem bei Freunden zum Besuch, in einem Städtlein, so da liegt etliche Meilen von dem großen Berlin, und in dem Städtlein wohnte ein weiser Mann, welcher da kannte die Sonne, den Mond und den Gang aller Gestirne; und sie hatten ihn eingeladen zu einer Abendgesellschaft und hatten vor ihn hingestellt eine Erdbeer-Bowle, auf daß sein Herz fröhlich werde und sein Mund übergehen sollte von der Weisheit, so da in ihm aufgespeichert war, und mich hatten sie an seine Seite gesetzt, daß ich profitiren sollte von der Weisheit, so von ihm ausginge. Und er that den Mund auf und siehe da — er war fürchterlich langweilig.“

Annas Augen waren ganz rund geworden vor staunendem Entsetzen.

„Das — geht wohl gar auf Professor Doppnau?“ stammelte sie endlich.

Statt aller Antwort brach Lucie von neuem in schmetterndes Gelächter aus. Anna war kleinlaut geworden und zupfte an ihrem Kleide.

„Aber liebe, liebe Lucie,“ brachte sie nach längerem Schweigen schüchtern hervor, „wo willst Du denn schließlich die Menschen finden, mit denen Du leben kannst?“

Ein plötzliches Zucken ging über Luciens Gesicht, ein Schatten sank über ihre Augen.

„O Weisheit,“ sprach sie langsam und dumpf, „Du sprichst wie eine Taube und wie Anna Allbach. Es ist schrecklich, wenn Einem nichts und Niemand imponirt.“

Sie hatte die Arme über dem Gesicht verschränkt und lag so eine geraume Zeit, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann fuhr sie mit einem Ruck empor und schwang sich mit beiden Beinen aus dem Bett.

„Genug jetzt des Träumens,“ rief sie, jetzt wollen wir leben, und dazu gehört zunächst, daß man aufsteht!“ Mit einem Satz stand sie mitten im Zimmer und reckte und streckte ihre schöne Gestalt, welche das Nachtkleid bis zu den Knöcheln umfloß.

„Erkälte Dich nur nicht,“ sagte Frau Anna, indem sie auf Luciens Füße blickte, die nackt auf den Dielen standen.

Lucie streckte beide Arme aus: „für wen soll ich mich denn aufsparen?“ sagte sie, „ich arme, einsame, stachlige Agave!“

Das Haupt in den Nacken geworfen, die Arme, mit aufwärts gerichteten Handflächen, in der Luft schwebend, begann sie plötzlich mit hallender Stimme zu deklamiren:

„Der Strauch im Walde, welchen der Frühling weckt,
Vergißt des Winters, schmückt sich mit frischem Grün
Er beugt sich flüsternd zu den Genossen
Und freut sich mit ihnen des kommenden Sommers;
Für mich kein Lenz, kein Sommer, noch Wandel der Zeit,
Mich kleidet immer das gleiche, nie wechselnde Grün,
Und immerdar schreckt mit stachligen Blättern
Ewig jungfräulich die herbe Agave.“

Anna hatte ihr mit wortlosem Staunen zugehört. „Hast Du das gemacht?“ fragte sie.

„Es ist mir so eingefallen," erwiderte Lucie leichthin, „weil es mir so auf mich zu passen scheint."

Jetzt stürzte Anna auf die Freundin zu und schloß sie in leidenschaftlicher Inbrunst in ihre Arme.

„Nein!" rief sie, indem sie den schönen vollen Leib, der so garnichts von der Rauhheit der Agave hatte, an sich drückte, „so soll es nicht sein, Lucie, so soll es nicht sein!"

Mit zärtlichen Küssen bedeckte sie Luciens Gesicht.

Lächelnd blickte ihr diese in die Augen. „Oder soll ich mich aufsparen für ihn?" fragte sie, „für Deinen Professor Orakel, den Sterndeuter?"

Anna wurde feuerroth. Lucie legte ihr beide Hände auf die Schultern und indem sie sie so in einiger Entfernung von sich festhielt, weidete sie sich an ihrer Verlegenheit.

„Ach Lucie," sagte Frau Anna, „ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll, nur glücklich möchte ich Dich sehen, recht innerlich glücklich. Und wahr ist es ja," fuhr sie stockend fort, „es ist ein sehr bedeutender und ausgezeichneter Mann. — Allbach sagt es auch."

Lucie drehte sich mit kurzem Lachen auf dem Hacken um.

„Nun, wenn es so steht," rief sie, „dann merke ich, daß Ihr freilich viel früher aufgestanden seid als ich! Geh jetzt und mach' mir eine Tasse Thee; ich will so rasch nachholen als ich kann; ich komme Dir nach."

Während Lucie sich auf den Bettrand setzte, um die Strümpfe anzuziehen, ging Frau Anna hinaus, Frühstück für sie zu bereiten.

Ein so verdrießliches Gesicht hatte die alte Agathe vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht gemacht, wie heute, zwei Tage nach der Abendgesellschaft bei Allbachs,

als sie aus des Professors Arbeitszimmer trat. Er hatte nach ihr gerufen und gleich als sie eingetreten, war er ihr „so besonders, so anders als sonst," erschienen, „beinah so wie jemand, der 'was auf'm Gewissen hat." Er war vom Schreibtisch aufgestanden, an's Fester getreten, hatte ihr den Rücken zugedreht, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und dann gesagt: „sagen Sie 'mal, Agathe, wenn man Nachmittags Damen zum Besuch hat, ist es dann richtiger, daß man Kaffee oder Chokolade vorsetzt?"

„Aber wer hat denn Damen zum Besuch?" war Agathe, nachdem sie die Sprache wieder gefunden hatte, herausgeplatzt.

„Ich will nämlich in den nächsten Tagen Herrn Doctor Allbach mit seiner Frau einladen —" hatte er darauf gesagt — dann war er ganz roth geworden, „und vielleicht ist auch noch eine andere Dame dabei."

Da war's heraus! Diese „andere Dame" ging wie ein Brummkreisel in Agathens Hirn herum, so daß sie kaum die genügende Geistesgegenwart zusammenraffen konnte, um ihr Gutachten auf Kaffee abzugeben. Aber ihre Prüfungen waren damit noch nicht beendet. Denn eine halbe Stunde nachdem sie des Professors Zimmer verlassen hatte, klopfte es an ihr eigenes Zimmer, in dem sie halb beleidigt und ganz verstört saß, und der Professor erschien auf der Schwelle.

„Sagen Sie male, Agathe," fing er wieder an, „mir ist eingefallen, steht nicht auf dem Boden oben eine ganze Kiste voll Porzellan von meinen Eltern her?"

Allerdings stand dort oben eine solche, und nun mußte Agathe mit dem Herrn Professor hinaufsteigen und beide rückten aus einem Winkel eine Kiste hervor, auf welcher uralter Staub in faustdicken Schichten lag. Der Deckel wurde mit Anstrengung aufgebrochen, und aus der

Kiste entstieg, in den Stroh-Verpackungen, in denen es vor vielleicht zwanzig Jahren hineingelegt worden war, ein schönes altes Familien-Porzellan; Teller, Schüsseln, Terrinen und Tassen.

„Das ist ja eine vollständige Ausstattung," sagte Doppnau, der ganz verblüfft vor seinem ungeahnten Reichthum stand. „Und da ist ja noch eine zweite Kiste? ob da auch Sachen drin sind?"

Auch diese zweite wurde aus dem Winkel gezerrt; sie war etwas kleiner, aber ebenso schwer als die erste, und als Inhalt derselben enthüllten sich feine alte Damast-Tischtücher, Servietten und schweres altes Tafel-Silberzeug für mehrere Bestecke.

„Ist denn so etwas erhört?" sagte der Professor; „da stehen all' die Herrlichkeiten hier oben und verkommen.

Damit kann ich ja eine Gesellschaft von hundert Personen geben!"

Er hatte eins der Tischtücher aus der Kiste genommen und ausgebreitet.

„Wahrhaftig," sagte er, „ein Glück, daß ich einmal darüber herkomme; der Damast fängt schon an zu vergilben und zu stocken; er muß an's Licht und an die Luft."

Agathe hockte schweigend am Boden und entfernte die Strohhüllen von den einzelnen Porzellan-Stücken; der Professor trat hinzu und legte selbst mit Hand an. Ein bisher ungekanntes Wohlgefühl ging von seinen arbeitenden Fingerspitzen bis in sein Herz, das des Besitzes. Aus der lange verschlossenen Kiste stieg der Hauch der alten Zeit; das Porzellan war von altmodischer Gestalt; an viele der einzelnen Stücke knüpften sich Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, die lange versunken und vergessen, jetzt

beim Anblick derselben plötzlich wieder auftauchten. Da war eine alte Sauciere mit einem sonderbar geschweiften, in einem Vogelkopf endigenden Griff, deren er sich gar wohl besann; hier eine alte Mostrich-Büchse. Er betrachtete heimlich lächelnd den Deckel derselben, auf dem ein Türkenturban von Porzellan als Knopf angebracht war.

War es denn möglich, so etwas so gänzlich zu vergessen? Der Turban war blau bemalt gewesen, und der Kopf, den er umschloß, roth; die Farbe war nur in schwachen Andeutungen noch erkennbar, und er erinnerte sich, wie seine eigenen Kinderhände dazu gethan hatten, sie abzugreifen. Denn so oft er das Mostrichbüchschen auf dem Tische erblickte, hatte er danach geampelt und gestrampelt.

Und jetzt, indem eine alte Obstschale sich aus dem Stroh herausschälte, war es ihm, als sähe er die Hände seiner Mutter wieder, die sie hielten, die schlanken Hände, an deren einem Finger ein schmaler Goldreif blinkte, wie ein nie verlöschender Liebesblick seines längst verstorbenen kaum gekannten Vaters. Es war ihm, als tauchte über der alten Schale ihr Gesicht wieder auf, die blasse Stirn, von feinen tiefen Furchen durchzogen, die er mit kindlich ahnungslosem Finger so manchesmal tastend nachgezählt, während sie still dazu gelächelt hatte. — Das leise Rauschen ihres Kleides glaubte er wieder zu hören, in das er so oft sich hineingedrückt; der Duft, der aus der alten Kiste stieg, umfing ihn wie der Duft der alten Heimath, wie die stille, eingeschlossene anheimelnde Luft des häuslichen Lebens — und das alles so in den Winkel geschoben, so versunken während langer, langer Jahre, vergessen unter rastlosem Arbeiten und Ringen und Schaffen! Es überkam ihm plötzlich etwas, das er nie bisher gekannt, etwas wie ein unbestimmtes großes Sehnen, das ihm die Brust

weitete, das ihm vom Herzen emporschwoll bis in den Hals — und er stand auf und ging stumm hinaus.

Mit nachdenklichen Blicken schaute die alte Agathe hinter ihm drein.

Hastigen Schrittes durchmaß der Professor das ganze Haus; Klemens war ausgegangen, es erschien ihm so geräumig und so einsam. Zum erstenmale fiel es ihm ein, daß es eigentlich eine Wohnung für eine Familie war; die Regierung hatte offenbar darauf gerechnet, daß der Direktor der Sternwarte ein verheiratheter Mann sein würde. Jetzt mußte er beinahe lachen, indem er daran dachte, wie verschwenderisch er mit dem Raume umgegangen war: sein Arbeitszimmer war ein Salon; Klemens' Stube über der seinigen gleichfalls ein Salon, und das zweifenstrige Zimmer, in dem die alte Agathe nach der Seite hinauswohnte, konnte man füglich ebenso nennen.

Zum Herbste kam die Zeit, da Klemens auf die Universität ging — dann würde es noch einsamer als jetzt, und er mit der alten Agathe allein sein.

Und indem er so vom Flur in das Zimmer und aus dem Zimmer wieder auf den Flur ging und dem Widerhall seiner Schritte lauschte, überkam es ihn wieder, wie vorhin beim Anblick der alten Kiste, und der Gedanke stieg in ihm auf, wie anders das Alles sein würde, wenn ein Frauen-Kleid in diesen öden Räumen rauschte, wenn der leichte Schall weiblicher Füße auf der Treppe und im Flure sich vernehmen ließe.

Es trieb ihn hinaus in den Garten. Die Bäume standen dunkelgrün im wolkenverhangenen dämmernden Nachmittags-Licht, regungslos wie in der Erwartung eines kommenden Ereignisses, vielleicht eines Gewitters, und die schwere warme Luft trug ihm den Duft der Levkoien zu. Mit tiefen Athemzügen sog er den süßen Hauch, und plötzlich

war es nicht der Duft der Blumen mehr, sondern ein anderer, heißerer, ein Duft, der in seiner Erinnerung geschlummert hatte und nun daraus hervorquoll, seine Nerven überrieselnd, seiner Sinne sich bemeisternd, so wie ein plötzlicher Trunk Wein einen fastenden Asketen berauscht, der Geruch der Menschheit, der Athem, den das eine Geschlecht zum anderen Geschlecht hinübersendet, der Duft des Weibes, neben dem er gesessen hatte vor zwei Tagen.

Er blieb jählings stehen, wie ein Mensch, dem etwas Ungeahntes begegnet; er blickte umher, als fürchtete er, daß irgend jemand da sei, der irgend etwas gehört oder errathen haben könnte, und dann, von leidenschaftlicher Unruhe ergriffen, stürzte er ins Haus, setzte den Hut auf und schlug sich durch die hintere Gartenpforte hinaus in den Wald, der unmittelbar am Garten der Sternwarte beginnend, auf Meilen weit das hüglige Gelände der Umgebung bedeckte. Stürmenden Schrittes ging er dahin, durch die köstliche, grüne Fichten-Einsamkeit; roth hinter den fernen Stämmen leuchtete die Gluth der untergehenden Sonne, die mit letzten Strahlen durch die Wolken brach, und dieser Wald, den er so gut kannte, verwandelte sich ihm in ein Gebiet des Märchens und des Geheimnisses. Es war ihm, als müßte etwas Niegesehenes, Wunderbares in seinen Tiefen verborgen sein, und als würde er es sein, der es fände, sähe, entdeckte, wenn er nur hineindränge, immer tiefer, eifriger, und jetzt, indem er an eine Waldblöße gelangt war, auf welcher der Abendnebel zu steigen begann, würde er nicht gestaunt haben, wenn dort vor ihm Erlkönigs Tochter mit ihren Gespielinnen den Reigen geschwungen hätte.

Er wußte ja nun, wie es aussah, das bestrickende Weib; mit dunklen blaugrünen Augen, halb gut und halb bös, halb sehnend und halb verstoßend, halb klug wie

die Schlange und halb träumend wie ein Kind. — Er wußte ja nun den Namen der Zauberin, den Niemand noch gekannt, und indem er aufathmend an den Stamm einer mächtigen Kiefer lehnte und mit träumerischer Hand von der schuppigen Rinde Stückchen abbrach, sprach er ihn vor sich hin: Lucie, Lucie, Lucie.

Unter der kleinen Veranda, die sich an der Rückseite des Allbach'schen Hauses auf den Garten öffnete, saßen, des stillen schönen Nachmittags genießend, die beiden Damen mit Handarbeiten beschäftigt. Frau Allbach zeichnete mit rothem Garn Nummern in neu gekaufte Staubtücher; Lucie stichelte an einer buntfarbigen Stickerei, deren Hauptzweck anscheinend darin bestand, niemals fertig zu werden. Zwischen beiden stand ein weißgedeckter Tisch; Frau Anna hatte dem feineren Naturgenuß durch derbere Mittel eine festere Grundlage verliehen; aus einer dickbauchigen Kanne goß sie sich die zweite Tasse Kaffee ein, während Lucie, die keinen Kaffee trank, seit einer Stunde an einer Tasse Thee nippte.

Ihre Beschaulichkeit wurde durch das energische Klappen der Thür und durch den Schall hastiger Schritte unterbrochen, welche durch den Salon kamen, es war der Herr des Hauses; der vom Nachmittags-Rundgang bei seinen Patienten heimkehrend zu ihnen trat.

Doctor Allbach war aufgeregt; er trug die eben angekommene Abendzeitung in der Hand; eine Stelle in dieser schien es zu sein, die ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

„Es ist doch ein merkwürdiger Mensch," begann er, nachdem er Fräulein Immenhof die Hand geküßt und Anna's Stirne mit den Lippen berührt hatte. Ein groß-

artiger Mensch!" Er rückte sich einen Stuhl an die Treppe, die zum Garten hinunterführte, und begann einen Absatz aus der Zeitung vorzulesen, in welchem mit Posaunenklängen rühmender Bewunderung die Entdeckung eines Kometen am südlichen Sternhimmel angezeigt, und der Name dessen verkündet wurde, dessen genialer Berechnung man sie verdankte, des großen Astronomen Professor Doppnau.

Frau Anna hatte das eben angefangene Staubtuch in den Schooß sinken lassen und hörte mit weit geöffneten runden Augen zu; Lucie stichelte, tief niedergebeugt, an ihrer Stickerei weiter; ein leises Erröthen überhauchte ihr Gesicht.

„Da komme ich auf seine Sternwarte," fuhr der Doctor fort, indem er die Zeitung zusammenkniffte, „und ob der Mann mir auch nur ein Wort von dem allen sagt? auch nur eine Silbe davon, daß er eben einen großartigen Triumph errungen hat und ein berühmter Mann für alle Zeiten geworden ist! Kein Gedanke! Spricht mit mir, als wenn nicht das geringste vorgefallen wäre, läßt mich gehen, ohne mir das mindeste zu verrathen — nein diese Anspruchslosigkeit! Es ist famos! Wirklich famos!"

Eine Pause trat ein.

„Es ist wahr," sagte Lucie, man wird stolz auf die deutsche Natur, wenn man so etwas hört."

„Nicht wahr?" rief der Doctor, und er sah zu ihr hinüber, als wenn sie ihm ein Geschenk gemacht hätte. „Uebrigens," fuhr er fort, „bin ich mit einem Auftrag versehen, dessen ich mich bei keiner besseren Gelegenheit entledigen könnte; Professor Doppnau hat uns zu morgen Nachmittag eingeladen, die Sternwarte zu besuchen, er selbst will den Führer und Erklärer machen."

Lucie hatte die Augen wieder tief auf ihre Stickerei gesenkt; sie fühlte wie die Blicke der beiden sich stumm auf sie richteten; ein heißes Erröthen ging über ihre Wangen. War das ein Plan, der gegen sie geschmiedet wurde? Beinah schien es so; ein unwillkürlicher tiefer Athemzug schwellte ihre Brust.

Von unserer Seite steht gewiß nichts im Wege," sagte Frau Anna rasch und kurz abbrechend.

Lucie erhob lächelnd das Haupt. „Warum unterstreichst Du das „unsere" so?" fragte sie; „wenn Herr Professor Doppnau mich in seine Einladung eingeschlossen hat, so hoffe ich, daß Du mich nicht ausschließen wirst?"

Allbachs wechselten einen raschen Blick, dann stand der Doktor auf, um Doppnau in einigen kurzen Zeilen mitzutheilen, daß seine Einladung angenommen sei.

Der Brief kam am Morgen des nächsten Tages auf die Sternwarte und wirkte dort ungefähr mit der Gewalt einer elektrischen Feuer-Glocke, berauschend auf den Professor, vernichtend auf Agathe. Beide gingen den Vormittag hindurch wie im Traum, der Professor in einem seelig entzückenden, die Alte in einem dumpf grollenden. Sie fühlte sich gekränkt, betrogen, in ihren Rechten und Gewohnheiten bedroht. Als sie Klemens das Frühstück auf sein Zimmer brachte, machte sie ihrem belasteten Herzen Luft.

„Na junger Herr," sagte sie, „wir können nun bald Abschied von einander nehmen, die alte Agathe wird man nu nicht mehr lange hier gebrauchen."

Klemens blickte von seiner Arbeit auf. „Was meinen Sie?" fragte er.

„Na — wenn doch nu bald eine Frau ins Haus kommt," erwiderte sie mit einem rauschenden Seufzer.

Klemens blickte sie wortlos an.

„Wir haben ja heute Gesellschaft,“ fuhr sie fort, „Doctor Allbachs und noch eine Dame.“

„Fräulein Immenhof?“ fuhr Klemens heraus; er sprang vom Stuhle auf.

Agathe horchte auf; das also war der Name.

„Wenn sie so heißt,“ sagte sie, „dann wird sie's wol sein,“ sie wischte mit ihrer Schürze über einen Stuhl, auf dem kein Staub lag, „ja ja ja“ — stöhnte sie — „wer so etwas gedacht hätte.“

„Was reden Sie denn?“ sagte Klemens, heftig auf- und abgehend, „das ist ja Alles Unsinn!“

„Ach ne, Herr Klemens,“ erwiderte Agathe, indem sie wieder einen rasselnden Seufzer aus der Brust steigen ließ, „ich kenne das; wenn sich ein Mann in den Jahren von unserm Herrn Professor das Heirathen erst einmal in den Kopp gesetzt hat, denn ist partout kein Halten mehr, denn geht's los, bis die Geschichte fertig is.“

Sie ging kopfschüttelnd hinaus und ließ Klemens in einem merkwürdigen Zustand allein.

Er ging noch immer, wie betäubt, im Zimmer auf und ab: seine Fäuste ballten sich; „die Diebin!“ murmelte er, „die elende Kokette!“ Ein wüthender Haß gegen Lucie Immenhof erfüllte sein ganzes Wesen. Thränen traten in seine Augen; sein Leben schien ihm zerstört. Wie schön, wie reich, wie voller Poesie war dieses Leben in der Einsamkeit mit dem Bruder gewesen! Und nun drängte sich diese Fremde herein, dieses Weib, das ihm vom ersten Augenblicke an unheimlich gewesen war und wollte ihm seine geliebte Einsamkeit stören, seine Träume verscheuchen! Mit der ganzen Eigensucht fanatischer Liebe hing er an dem Bruder; alle Welt sollte ihn ehren und verehren, aber lieben sollte ihn keiner dürfen, als nur er allein! Und jetzt kam dieses Weib und wollte ihm den Bruder

entwenden? Wollte wol gar von ihm wieder geliebt sein? Wer gab ihr dazu das Recht? Sie hatte seinen Bruder umgarnt, seinen herrlichen, großen Bruder, der nichts von Hinterlist wußte und ahnte!

Er hatte sie ja neben ihm sitzen sehen bei Tische an jenem Abend; und diese kühle, vornehm elegante Dame mit dem spöttisch lächelnden Munde, mit den scharfen beobachtenden Augen, die sollte sich wohlfühlen können hier oben in der heiligen Einsamkeit? Das sollte die Frau sein für seinen Bruder?

Beim Mittag-Essen, bei welchem die Brüder zum ersten male während des heutigen Tages zusammentrafen, kam es zwischen ihnen zu einem heftigen Auftritt — es war vielleicht das erste mal im Leben. Klemens hatte die Absicht geäußert, gleich nach der Tafel einen weiten Spaziergang zu unternehmen und erst zum Abend heimzukehren — der Professor hatte erklärt, daß das heute unmöglich sei.

Mit erheucheltem Staunen hatte Klemens nach dem Grunde gefragt und der Professor erwidert, daß heut Nachmittag Gäste kommen würden.

„Was geht denn mich das an?“ murrte Klemens unwirsch.

„Aber mir kommt es darauf an,“ entgegnete scharf und gereizt der Professor, „daß Du nichts Unpassendes thust.“

Schweigend aßen sie zu Ende und schweigend gingen sie nach der Mahlzeit auseinander.

Um fünf Uhr Nachmittags rollte eine Droschke an der Gitterpforte des Gartens vor; im nämlichen Augenblick kam hastigen Schrittes, beinah laufend, der Professor aus einem Laubgange heran. Er hatte das Knirschen der Räder im Sande des Weges gehört und der gedämpfte Schall war ihm durch Mark und Bein gegangen; das

Herz schlug ihm bis zum Halse und sein Gesicht war dunkelroth, als er die Ankömmlinge begrüßte.

Doctor Albach war bereits aus dem Wagen gesprungen und half seinen Damen beim Aussteigen; das Haupt mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, landpartiemäßig ausgerüstet, kletterte Frau Anna hinunter, hinter ihr kam Lucie Immenhof; sie trug einen kleinen Hut und schützte sich mit einem Sonnenschirmchen von dunkelblauer Seide gegen die Sonnenstrahlen; ihr Kleid von buntgeblümtem hellgelbem Seidenstoff hob sich leuchtend von Annas grauer, auf Staub berechneter Gewandung ab.

Verlegen wie ein großer Junge stand der Professor an der Pforte und überließ zunächst dem Doctor alle Handreichungen. Dann riß er den runden Filzhut vom Kopfe und verbeugte sich mit steifem Rücken erst gegen Frau Albach, die ihm freundschaftlich derb die Hand schüttelte, dann gegen Fräulein Immenhof, die sich anmuthig lächelnd verneigte. Erröthen steckt bekanntlich an, und daher mochte es kommen, daß, als sie dem Mann sich gegenüber sah, der sie glühenden Gesichtes mit großen Augen anstarrte, auch ihre Wangen sich rötheten. Unwillkürlich senkte sich ihr Blick, und dieser Ausdruck schamhafter Verlegenheit verlieh ihrem Antlitz, das für gewöhnlich so keck und überlegen in die Welt hinausschaute, einen neuen eigenartigen Liebreiz.

„Nun denk' ich, zeigen Sie den Damen zunächst den Garten," sagte der Doctor, der sich berufen fühlte, dem schüchternen Freunde zu helfen; die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, den Laubgang hinunter. Das Gespräch aber blieb höchst einsilbig; der Professor fand durchaus keinen Anknüpfungspunkt; was sollte man denn an einem Garten erklären?

„Darf ich die Damen bitten, hier entlang zu kommen?" sagte er endlich, indem er aus der Allee in einen Seiten-

pfad zur Rechten abbog. Man ging zwischen zwei Reihen von Glaskästen, unter denen seltene Gewächse gezogen wurden und auf denen der grelle Sonnenschein lag. Lucie, die unter dem Schatten der Bäume ihren Schirm eingezogen hatte, spannte ihn, beinah seufzend, wieder auf.

„Darf ich die Aufmerksamkeit der Damen hierher lenken?" sagte Doppnau, indem er an einem großen viereckigen Kasten stehen blieb und den Deckel zurückschlug.

Man erblickte in demselben eine Sammlung von Kakteen aller Art und Gestalt.

„Ich habe mir hier eine Sammlung von seltenen Exemplaren dieser Ordnung angelegt," sagte der Professor, „und sie sind sehr schön fortgekommen."

Um jede der Pflanzen war ein Bändchen geschlungen, an welchem ein Blatt steifen Pergaments in peinlich saubrer Schrift den Namen verkündete.

„Hier zunächst einige Rhipsalideen," erklärte der Professor voll Eifer, „die bekanntlich in den meisten Fällen nur parasitisch auf Bäumen wurzelnd erscheinen; hier daneben einige recht schöne Melokakteen und hier ein besonders schönes Anhalonium." Er wies auf einen Kaktus von rübenförmiger Gestalt. „Dort endlich sehen Sie eine ficus indica, einen Feigen-Kaktus." —

„Kann man die Feigen essen?" forschte Frau Anna.

„Sie werden in unserem Klima nicht reif," erklärte der Professor.

Lucie lächelte leicht. „Wer wird bei einer wissenschaftlichen Sammlung gleich mit so opportunistischen Gedanken bei der Hand sein?" sagte sie. In Wahrheit schien ihr aber die Frage ihrer Freundin gar nicht dumm, denn die „wissenschaftiche Sammlung" erweckte ihr nicht das mindeste Interesse. Die fleischigen stachligen Pflanzen von kugeliger und strunkiger Gestalt, die breiten Blätter des

Feigen-Kaktus, die wie grün angestrichenes Leder aussahen, erschienen ihr abscheulich, die Reihen von Pergamentstreifen mit halb unverständlichen, gelehrten Bezeichnungen langweilten sie; zudem brannte die Sonne, und ihre zartbeschuh'ten Füße glühten in dem heißen Sande.

Der Professor aber hatte ihre Aeußerung augenscheinlich ernst genommen. „Das ist ein seltener Fall," sagte er leuchtenden Blickes, indem er den Deckel wieder niederlegte, „daß man bei einer Dame solchen Ernst für wissenschaftliche Zwecke findet."

Lucie war ganz überrascht von diesem übertriebenen Lob. Ein Gedanke huschte durch ihre Seele: wie leicht ist es, solchen ernsten Mann glauben zu machen, was man will — und thun zu lassen, wie man will, setzte ein Echo in ihrem Innern hinzu.

„Ich glaubte, zu einem Astronomen zu kommen," sagte sie lächelnd, „und finde, Herr Professor, daß man Sie auch als Botaniker bewundern muß."

Die Gesellschaft war wieder in den Laubgang zurückgekehrt und setzte ihren Weg in demselben fort. Plötzlich blieb Lucie stehen. „Wie herrlich ist das," rief sie. Durch die Bäume hindurch bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Landschaft; man sah den breiten Strom, der am Fuße des Berges dahinzog, und jenseits desselben erhoben sich die Thürme und Häuser der Stadt.

Die Anderen waren stehen geblieben, weil Lucie stehen blieb; sie mochten die Aussicht von früher her kennen, denn auf keinen machte der Blick solchen Eindruck wie auf sie.

„Wie schön," sagte Lucie leise, „wie schön." Sie schien im Begriff, in tief beschauliche Träumerei zu versinken.

„Wenn Sie mir erlauben wollen, gnädiges Fräulein,

Sie weiter zu führen," sagte der Professor, „so glaube ich, Ihnen von der Plattform der Sternwarte denselben Blick in noch verstärkter Schönheit versprechen zu können."

Lucie wandte sich rasch um und ließ ein kurzes, beinah ungeduldiges Lachen hören. „O diese unersättliche Zeit, in der wir leben," rief sie; „sie verwandelt uns den Genuß in eine Pflicht; man darf bei Schönem nicht verweilen, wenn man nicht das Schönste gesehen hat!"

Doktor Allbach stieß seine Frau in stummer Bewunderung an; Doppnau schritt hastig an ihre Seite.

„Was Sie eben sprachen, gnädiges Fräulein," sagte er, „trifft mein tiefstes Empfinden; niemand kann Ihnen mehr beipflichten als gerade ein Mann der Naturwissenschaft. Denn wir, die wir das Große und das Kleine in der Welt mit gleicher Liebe beobachten, wissen, daß das Kleine in seiner Art ebenso groß und wunderbar ist wie das Große, und daß nur der oberflächliche Sinn es ist, der die Bezeichnungen „größer" und „schöner" wie falsche Etiketten in die Welt gesetzt hat."

Er hatte ohne Verlegenheit, mit tiefer, leiser Eindringlichkeit gesprochen, als sollte nur sie ihn hören, und in seiner Stimme war eine verhaltene zitternde Gluth.

Lucie fühlte plötzlich einen großen Respekt. Sie empfand, daß sie einem Manne gegenüber stand.

„Und wenn ich heute von meinem Grundsatze scheinbar abweiche," fuhr Doppnau fort, „so müssen Sie es mir verzeihen; ich bin heute in der Lage des Fremdenführers und möchte, daß die Herrlichkeiten, die zu meinem Reiche gehören, einigen Eindruck auf Sie machten."

Der Ton der Stimme vereinigte sich mit dem Inhalte des Gesprochenen, um die Huldigung, die in diesen Worten lag, zu einer vollständigen zu machen.

Lucie blickte ihn an, und ein anmuthiges Lächeln

überglänzte ihr schönes Gesicht; seine Entschuldigung war angenommen, seine Absicht mit Dank verstanden.

Unterdessen war man auf den freien Platz hinausgelangt, auf welchem sich das Hauptgebäude der Sternwarte mit den umgebenden Nebengebäuden wie ein thurmgeschmückter Palast erhob.

„Aber, Herr Professor," sagte Lucie, indem sie überrascht emporschaute, „Sie wohnen ja wie ein König?"

„Dann gestatten Sie, daß ich an der Schwelle meines Königreichs Zoll erhebe," erwiderte Doppnau. Er war die Stufen der Eingangsthür voraufgesprungen wie ein Turner und stand, den Hut in der Hand, an der Pforte; indem Lucie hineintrat, ergriff er ihre Hand und führte sie an die Lippen. Die innere Beglücktheit verklärte sein Gesicht, ohne dasselbe freilich zu verschönen; aber sie verlieh seinem ganzen Wesen eine ungewohnte Geschmeidigkeit und strahlte auf alle Anwesenden über.

In fröhlichster Laune ward Berathung gehalten, ob man jetzt gleich zum Imbiß schreiten wollte, oder erst später.

„Die materiellen Genüsse nachher," entschied Lucie, indem sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf die Flurdielen stampfte, „wir sind gekommen, um dem Geiste zu dienen."

„Famos!" rief Doppnau. „Famos!" Hinter dem Rücken Luciens stürzte er sich auf den Doktor, packte dessen Arm und drückte ihn, sodaß dieser beinah aufschrie.

„Sie sind uns die Sonne schuldig," fuhr Lucie fort, indem sie den Schirm pathetisch emporstreckte, „geben Sie uns die Sonne, Herr Professor, geben Sie uns die Sonne!"

Doppnau beugte sich zum Ohr des noch immer ver-

ankerten Doktors, „es ist ein Weib!“ rasaunte er hinein, „Doktor, es ist ein Weib!“

Allbach schaute auf; „Der Rest ist Schweigen,“ fuhr der Professor fort, „der Rest ist Schweigen!“ Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, sein ganzes Wesen schäumte vor Begeisterung.

„Geben Sie uns die Sonne,“ fuhr Lucie, ihre eigenen Worte nachdenklich wiederholend, fort, „wo hab' ich denn das nur her? Richtig, das sonderbare Stück von Ibsen, die Gespenster, endigt ja so: Mutter, gieb mir die Sonne!“ Sie wandte sich an den Professor, „kennen Sie Ibsens Sachen?“

„Ibsen —“ sagte der Professor, „— Ibsen? Ein schwedischer Dichter, wenn mir recht ist?“

„Oho!“ rief Lucie mit komischem Entsetzen, „ein Schwede? Ein Norweger ist es.“

„Na, das liegt aber doch beides nicht so weit auseinander,“ wandte Frau Anna etwas nüchtern ein.

„Ein Norweger,“ fuhr Lucie fort, „ein Wikinger wie er im Buch steht; so wie seine Vorfahren die Welt vor Zeiten mit Feuer und Schwert verwüsteten, so überfällt er heutigen Tags die Menschheit mit seinem Pessimismus! Ich sage Ihnen, ein schrecklicher Mensch; er nimmt uns armen Deutschen allen Zucker aus dem Nachmittagskaffee. Sie haben nichts von ihm gelesen?“

„Bei meinen Arbeiten komme ich wenig zur Literatur,“ entgegnete Doppnau.

Lucie blickte vor sich hin; dann fuhr sie auf. „Eigentlich haben Sie recht,“ sagte sie, „wenn ich ein Mann wäre, ich glaube wahrhaftig, ich läse heutzutage auch keine Literatur. Also zur Wissenschaft! Wo bleibt sie?“

„Wir sind darin,“ erwiderte Doppnau lächelnd. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, welche zum Kuppel-

Saale führte — mit einem unwillkürlichen Ausruf blieb Lucie auf der Schwelle stehen.

„Das ist aber großartig," rief sie, indem ihr staunender Blick an den gewaltigen Teleskopen herauf und herabstieg, „das ist ja ein vollständiges Arsenal."

„Aber nur friedlichen Zwecken bestimmt," sagte der Professor, indem er die Thür hinter den Eingetretenen schloß.

Er begann nun zunächst damit, seinen Hörern in fließendem Vortrage das Fernrohr im Allgemeinen zu erklären, und zwar geschah dies in gründlichster Weise, indem er von der ersten Erfindnng desselben anhebend durch die allmählichen Vervollkommnungen des Instruments hindurch bis in die Entwickelung der Neuzeit fortschritt.

Der Vortrag war äußerst belehrend, aber etwas lang; die beiden Damen ließen sich daher auf Stühlen nieder, während Doctor Allbach, eine derartige Bequemlichkeit verschmähend, mit untergeschlagenen Armen dem gelehrten Freunde lauschte.

Lucie gab sich anfänglich die größte Mühe, sich den Unterschied zwischen Konvex- und Konkav-Gläsern zu verdeutlichen, über den Begriff des Brennpunktes, der Brennweite, des Okulars und Objectivs, und wie die wissenschaftlichen Ausdrücke lauten mochten, ins klare zu kommen, schließlich aber fing sie an durch die Nase zu gähnen. Die Juli-Sonne schickte versengende Strahlen durch die Glaskuppel hernieder, die Rede des Professors, der ganz bei seinen Teleskopen und gar nicht mehr bei den Menschen war, floß wie ein ewig gleichmäßiger plätschernder Bach dahin, und plötzlich fühlte sie eine verhängnißvolle Schwere in den Augenlidern.

Gewaltsam rückte sie sich zusammen; ihr Blick ging zu Anna, welche weit vorgebeugt mit runden Augen zuhörte und soeben mit zustimmendem Nicken des Kopfes den

Unterschied in sich aufnahm, der zwischen dioptrischen und katoptrischen Fernrohren besteht. Lucie fühlte etwas wie Bewunderung vor ihrer Freundin, indem sie sich gestand, daß sie nahe daran gewesen war, einzuschlafen; aber langweilig war es wirklich, darüber kam sie nicht hinweg, herzhaft langweilig.

Wie eine Erlösung klang es ihr daher, als der Professor endlich die Damen aufforderte, heranzutreten, um nun selbst durch die Fernrohre hindurch zu schauen. Sie sprang auf; endlich gab es doch etwas zu sehen, nicht blos zu hören.

Ihre Geduld wurde aber nochmals auf die Probe gestellt, denn vorläufig begab sich der Professor daran, ihnen die Schrauben zu zeigen und zu erläutern, mit denen die Bewegung der Teleskope in senkrechter und wagerechter Ebene geschieht. Die Damen legten, seinen Anweisungen folgend selbst Hand mit an, und anfänglich war es wirklich vergnüglich zu beobachten, wie die mächtigen Instrumente, einer leisen Fingerdrehung gehorchend, die Häupter senkten und hoben und sich auf ihren Axen drehten. Endlich aber hatte man auch das zur Genüge durchgekostet und in Lucien regte sich immer entschiedener der Wunsch, nun endlich wirklich den Himmel zu sehen, aus den Vorbereitungen herauszukommen. Sie war nahe daran, ihrer Ungeduld lauten Ausdruck zu geben, aber die Scheu vor dem ernsten Mann, der unfehlbar und unermüdlich wie eine Maschine von Einem zum Andern fortschritt, nichts überging und immerfort erklärte und erklärte, hielt sie zurück.

Endlich war er so weit. „Wenn Sie jetzt an das Okular treten wollen, gnädiges Fräulein,“ wandte er sich an Lucie, „so werden Sie die volle Sonne im Fernrohre erblicken.“

Aufgeregt, als stände sie vor einer Offenbarung, tauchte Lucie ihre Augen in die Röhre — eine blutrothe, durch das geschwärzte Glas des Okulars aller Strahlen beraubte Scheibe schwamm vor ihren Augen. Das war Alles?! Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht einen Ausruf der Enttäuschung hören zu lassen.

„Wenn Sie mit den Augen nach der östlichen Peripherie der Sonne gehen," fuhr der Professor belehrend fort, „das heißt nach rechts, so werden Sie eine dunkle Stelle finden, von einem etwas weniger dunklen Schatten umgeben."

„Ganz recht," bestätigte Lucie, „es sieht beinah aus wie ein schwarzes Loch."

„Wie ein Loch mit gezackten Rändern," setzte Doppnau in ihre Worte ein, „das ist ein seit drei Tagen sichtbar gewordener Sonnenfleck."

„So so," sagte Lucie, „aber es ist wohl nur ein kleiner?"

„Die Erde würde zweimal darin Platz finden," antwortete der Professor mit unveränderlichem Tone.

Lucie fuhr von dem Teleskop zurück. „Die Erde — zweimal?" schrie sie auf; „und das sagen Sie so ruhig?"

Sie glaubte einen Schwindelanfall zu bekommen, das Bewußtsein überkam sie von der Riesenhaftigkeit der Verhältnisse, in welche sie hineinblickte und an denen sie mit tändelndem Unverstand genascht hatte; ihre Phantasie war überwältigt, erdrückt. Und da stand ein Mann vor ihr, der diese ungeheuren Maße kannte, der sie in seinem Bewußtsein mit sich trug und aussprach mit der kühlen Ruhe, mit der man eine Thatsache ausspricht, die man beherrscht — ja er beherrschte die unermeßliche Welt! Und plötzlich war es ihr, als ob sich der einfache nüchterne Mann vor ihren Augen verwandelte, als ob sein Haupt

emporwüchse, Ehrfurcht gebietend, majestätisch, ausgerüstet mit einer Macht, die ungeheuer sein mußte, da sie das Ungeheuere bewältigte, und ihre Seele beugte sich vor ihm und seiner Macht, wie ein staunendes schauerndes Kind.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie den Vortrag des Professors langweilig gefunden hatte; sie erschien sich kindisch und thöricht, und als er sich jetzt wieder zu ihr wandte und immer wieder an sie seine Worte, immer wieder an sie seine Erklärungen richtete, fühlte sie den süßen Kitzel der geschmeichelten Eitelkeit. Ihr ganzes bisheriges Dasein zuckte, wie in einem Brennspiegel zusammen gefaßt, in diesem Augenblick an ihr vorüber; sie sah sich wie einen flatternden Schmetterling von Erscheinung zu Erscheinung taumeln, ohne jemals Halt, ohne jemals Genuß zu finden — und jetzt plötzlich war es ihr, als griff eine gewaltige Hand nach ihrer Hand, und obschon sie bei der eisernen Berührung zusammenzuckte, jauchzte sie innerlich über den Zwang auf, dem sie sich unterworfen fühlte.

Da war Kraft, da war Halt, vor ihren Füßen war ein Weg, da war Lebensführung und Lebensklarheit — wahrhaftig, er hatte ihr die Sonne gegeben.

„Werde ich die Damen nicht ermüden?“ fragte der Professor jetzt, „wenn ich Ihnen vorschlage, nun die photographischen Sonnenbeobachtungen in Augenschein zu nehmen? Wir müßten dazu in die oberen Räume der Warte hinaufsteigen“

Er hatte seine Frage wieder an Lucie gerichtet.

„Nein,“ entgegnete sie hastig, „ich bin garnicht müde und möchte mehr und immer mehr lernen.“

Sie blickte ihn an; ihre Worte zitterten auf ihren Lippen und in ihren Augen, die in feuchter Wärme weich geworden waren, stand jenes Wort geschrieben, das den

Mann berauscht, wenn es die Seele des Weibes ihm entgegenhaucht: „Du bist mein Herr."

Die Sonnen-Photographieen bildeten den interessantesten Theil von Allem, was der Professor seinen Gästen vorzuführen hatte. Sie wurden hergestellt vermittelst eines außerordentlich sinnreich erfundenen, mit einem Spiegel-Reflector versehenen Fernrohrs, welches, wie Doctor Allbach Lucien heimlich zuflüsterte, wesentlich dem Professor selbst seine Entstehung verdankte. Vor den Augen der Damen veranstaltete Doppnau eine Aufnahme der Sonnenscheibe, und ein allgemeines Freudengeschrei entstand, als auf der Glas-Platte die mattgrau gefärbte Sonnenscheibe und auf dieser in schärffter Abgrenzung der Sonnenfleck erschien, den man vorhin durch das Teleskop beobachtet hatte.

Der Professor zeigte auf einen bis an die Decke reichenden offenen Schrank, in dessen Fächern Glasplatten der erwähnten Art massenhaft, dicht aneinander gereiht standen.

Sehen Sie," sagte er, „jedes dieser Fächer enthält die Sonnenaufnahmen, die während eines Jahres gemacht werden; wenn irgend möglich, geschieht eine solche an jedem Tage. Auf diese Weise erhält man ein fortlaufendes Bild von der Sonne und von Allem, was sich auf derselben begiebt. Jeder Sonnenfleck zum Beispiel, läßt sich hiernach in jedem Wechsel seiner Gestalt und in jedem Augenblick seiner Bewegung verfolgen."

„O das ist herrlich!" fiel ihm Lucie, ganz durchdrungen von der Bedeutung der geistvollen Methode, ins Wort; „das ist wundervoll! Auf die Art führen Sie gradezu Buch über die Sonne?"

„Famos!" rief der Professor „und wahrhaft merkwürdig, daß Sie gerade die Bezeichnung gefunden haben,

nein —“ er wollte sagen gnädiges, sprang aber über in „verehrtes“ Fräulein! Wissen Sie, wie ich den Schrank getauft habe? Die Sonnen-Bibliothek.“

Frau Anna klatschte in die Hände. „Bravo“ rief sie, „bravo! Ihr lebt noch ein Jahr zusammen!“

„Ach was,“ rief der Doctor, „ein Jahr ist kein Jahr! Zehn, zwanzig —“ er brach im Satze ab.

Die Familie Allbach war wie berauscht; vor ihren Augen sahen sie ja die beiden Menschen, die sie nun einmal durchaus zu einander bringen wollten, sich mit jedem Worte, mit jedem Blick näher und näher kommen. Der Professor lachte etwas verlegen aber übermäßig laut und vergnügt, und Lucie fühlte sich wie in einem Taumel weiter und weiter gerissen. Ein stummes Lächeln und ein heißes Erglühen ihrer Wangen war ihre einzige Antwort.

Sobald er in Begeisterung war, fing der Professor mit verdoppeltem Eifer an, zu erklären.

„Sehen Sie dies,“ rief er, indem er aus einem der untersten Fächer eine Platte herausgriff, „das ist das interessanteste Blatt in meiner Bibliothek; Sie finden hier die Wiedergabe einer bedeutenden Sonnen-Protuberanz, die im vorigen Jahre stattgefunden hat.“

„Was ist das?“ fragte Lucie.

„Man versteht darunter Ausbrüche,“ erklärte er, „die von der Sonne ausströmen. Wahrscheinlich sind es Gas-Massen, welche aus dem Sonnenkörper ausgestoßen werden und zwar mit solcher Gewalt, daß sie tausende von Meilen weit über die Peripherie hinausdringen.“

Lucie hielt die Tafel in Händen; über dem Rande der Sonnenscheibe sah man eine Spitze, senkrecht wie ein Horn emporragen, von welchem sich leichte lange Fäden abzweigten.

„Wenn Sie den Montblanc vierzigtausendmal über-

einandersetzen, dann haben Sie ungefähr die Höhe des Horns," sagte er.

Lucie blickte ganz entsetzt auf die Platte. „Mein Gott," sagte sie, „das sind ja alles wahrhaft grauenhaft ungeheuere Verhältnisse. Der Gedanke allein, daß man solch ein Ereigniß aus der Nähe betrachten könnte, läßt einem ja das Blut gerinnen; man meint, man würde ein Getöse hören, daß man sofort todt niedersinken müßte — und das Alles zeichnet sich dem Menschen auf einer kleinen Glasplatte auf und man kann in Ruhe und Behaglichkeit in seinen vier Wänden sitzen und das furchtbare Schauspiel betrachten, wie man die Photographie eines Hauses betrachtet" — sie gab die Platte in seine Hand zurück, ihre staunenden Augen waren weit geöffnet; die Phantasie schwamm darin wie ein dunkles Gewölk. „Welch ein Leben muß das sein," sprach sie träumerisch vor sich hin, „so immer unter der Last des unermeßlich Großen dahinzugehen."

Doppnau stand dicht neben ihr.

„Könnten Sie sich — ein solches Leben — schön denken?" fragte er tief aus der Brust heraus.

Lucie schrak zusammen; ihr Blick irrte über ihn hin.

„Ich denke," erwiderte sie stockend, „es gehört viele, viele Kraft dazu."

Durch eine Glasthür trat man nun auf eine offene Plattform hinaus, die in der Höhe des zweiten Stockwerks neben dem Wohngebäude lag.

„Hier," sagte der Professor, „kann ich nun endlich mein Versprechen einlösen und Ihnen die verheißene, noch schönere Aussicht zeigen."

In der That bot sich ein bezaubernder Blick auf die Landschaft ringsumher.

Man sah auf der einen Seite auf Strom und Stadt

hinunter; nach der anderen Seite schweifte das Auge über ein unabsehbares, rauschendes Meer von dunkelgrünen Nadelholzwaldungen hin.

Lucie war bis in die Mitte der Plattform getreten, unwillkürlich breitete sie die Arme dem würzigen Lufthauche entgegen, der vom Walde herübergerauscht kam. Der leichte Wind spielte mit ihren langen Nackenhaaren und hob den Saum des luftigen Kleides von ihren kleinen Füßen empor. — Doppnau stand wie angewurzelt und verschlang die liebreizende Gestalt mit stummen, glühenden Blicken.

„Jetzt aber haben wir uns den Kaffee redlich verdient," erklärte laut Frau Anna.

Doppnau kam zur Welt zurück. „Sehr wahr," sagte er, „sehr wahr, die Agathe wird schon ganz ungeduldig geworden sein." Eilend verschwand er nach dem Innern des Gebäudes.

„Komm Lucie," sagte Frau Anna, indem sie die Freundin, die noch immer traumverloren stand, kurzweg unter den Arm nahm, „man erkältet sich leicht hier oben, wenn man warm geworden ist."

Als die Gäste den Flur erreicht hatten, kam soeben Agathe mit einer großen Kanne von der Küche heraufgestiegen; sie ging quer über die Diele bei den Damen vorbei, Lucie mit weitaufgerissenen Augen von der Seite musternd. Kaffeegeruch erfüllte den Raum.

Lucie rümpfte die Nase, sie liebte den Kaffee nicht; sein Geruch erinnerte sie an kleinbürgerliche Häuslichkeit; doppelt zuwider war er ihr in diesem Augenblick, da er sie aus ihren Sonnen-Phantasieen in die häßliche Alltäglichkeit zurückversetzte.

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir beim Kaffee

sind," gebot der Professor, der mit Agathe aus dem Zimmer, in welchem angerichtet war, auf den Flur heraustrat.

Er ging den Damen entgegen, um sie zum Vesper-Tische zu führen. Auf dem Wege bis dahin boten sich indessen noch zwei Hindernisse dar in Gestalt von zwei großen Glas-Kasten, von welchen der eine eine Schmetterlings-, der andere eine Muschel-Sammlung enthielt.

„Interessiren Sie sich für Schmetterlinge und Konchylien?" fragte Doppnau, indem er erklärungslustig an den ersten Kasten herantrat.

„O ja, ja," erwiderte Lucie zögernd, „aber —" sie wandte das Haupt ab; es schauderte ihr bei der Erinnerung an die Kakteen-Sammlung und bei dem Gedanken an eine abermalige langathmige Erklärung. Anna kam ihr diesmal zu Hülfe.

„Nein, nein, Herr Professor," rief sie, „jetzt kommen zunächst die materiellen Genüsse an die Reihe."

Doppnau lachte und man trat ein, um sich an dem weißgedeckten Tische niederzulassen.

In der Mitte desselben stand wie eine fette alte Henne in der Schaar ihrer Küchlein, die große Kaffeekanne zwischen den Tassen. Zur einen Seite derselben erblickte man einen mächtigen, frisch angeschnittenen Napfkuchen, zur anderen einen Teller, auf welchem Schnitten von Sträußelkuchen aufgethürmt lagen. Ein Blumenstrauß vervollständigte die Tafel-Ausrüstung.

Agathe, welche jetzt wieder eintrat, ließ einen zufriedenen Blick über das Ganze dahingehen; dann schaute sie Lucie mit herausforderndem, den Professor mit vorwurfsvollem Ausdruck an, als ob sie sagen wollte: „kann man es denn besser haben, wenn man verheirathet ist?"

Lucie erhielt ihren Platz an der Schmalseite des rechteckigen Tisches; zu ihrer Rechten saß Doctor Allbach, links

von ihr der Professor und an dessen Seite Frau Anna; neben dem Doktor war ein Platz noch leer.

Frau Allbach wollte sich eben der Kaffeekanne bemächtigen, als Agathe ihr mit kurzem aber entschiedenem Griffe zuvorkam. Das hätte noch gefehlt, daß ein Anderer an ihrem Tische den Kaffee einschenkte!

Das braune Getränk dampfte in den Tassen, und während die Anderen demselben eifrig zusprachen, nippte Lucie an dem ihrigen, um den Rest stehen zu lassen. Agathe, die kein Auge von ihr abwandte, sah das mit stummer Empörung an, ihr Kaffee war ihr wohl nicht einmal gut genug?

Alsdann setzte sich der Napfkuchen in Bewegung; mit feierlicher Langsamkeit schritt er von Hand zu Hand um den Tisch herum, um demnächst mit gewaltig klaffender Bresche an seinen Standort zurückzukehren.

Im Augenblick, da Lucie mit der Kuchenschüssel beschäftigt war, klappte die Thür.

„Na, da ist ja der Herr Klemens," rief Doctor Allbach, „hier kommen Sie her." Er wies auf den Stuhl an seiner Seite.

„Mein Bruder Klemens ist Ihnen vorgestellt?" hörte Lucie des Professors Stimme neben sich.

„Wir haben uns ja neulich kennen gelernt?" erwiderte sie.

Sie erhob den Blick und ließ ihn nicht wieder sinken. In Wahrheit sah sie ihn heut zum erstenmale, denn in der Abendgesellschaft bei Allbachs hatte er am unteren Ende des Tisches, unter anderen Gästen verloren, gesessen und war für sie kaum dagewesen.

Das lange Haar war in den Nacken zurückgestrichen; Stirn und Antlitz erschienen blaß wie Elfenbein, und in den dunklen Augen flackerte eine unstäte Gluth.

Mit einer linkisch stummen Verbeugung begrüßte er die Gesellschaft, dann machte er Miene, sich auf seinen Platz neben dem Doctor zu setzen. Frau Anna jedoch streckte ihm die Hand zu und nöthigte ihn auf die Weise, einen Augenblick zu verweilen. Im Glauben, daß sie seiner knabenhaften Schüchternheit entgegenkommen müsse, reckte auch Lucie hinter dem Doctor ihm die Hand entgegen.

„Kommen Sie, Herr Doppnau," sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „wir haben uns neulich so gut wie gar nicht kennen gelernt; wir müssen heute nachholen."

Es entstand eine augenblickliche Verlegenheit, da Klemens, regungslos, mit tief gesenktem Blick, hinter dem Tisch stehend, keine Miene machte, die dargebotene Hand zu ergreifen.

Der Professor schoß einen Blick zu ihm hinüber; eine Blutwelle stieg ihm in die Stirn, er räusperte sich. Jetzt trat Klemens hinter dem Sessel des Doctors einen Schritt auf Lucie zu, seine eiskalten Fingerspitzen berührten ihre Hand, und indem er sich steif und förmlich verneigte, richtete er für einen Moment die Augen auf sie. Lucie schrak innerlich zusammen — was war das gewesen? Aus den düsteren Augen zuckte ein flammender Strahl von Groll und Haß zu ihr hinüber. Im nächsten Augenblick hatte er sich auf seinem Platz niedergelassen und führte schweigend, ohne jemanden anzusehen, die Tasse zum Munde.

Der Professor vermochte die peinliche Verlegenheit kaum zu verbergen, in welche ihn der sonderbare Auftritt versetzt hatte; er schlug krampfhaft in seinem Geiste nach, um rasch irgend einen Gesprächsstoff zu finden, und da ihm das nicht gelingen wollte, half ihm der Doctor, der seinen Zustand bemerkte, nach.

Mit erhobenem Zeigefinger drohte er zu ihm hinüber. „Sie hinterhaltiger Mann," sagte er, „jetzt sollen Sie uns einmal erzählen, wie Sie zu Ihrem Kometen gekommen sind, von dem natürlich Ihre Freunde wieder zuletzt etwas erfahren haben."

Das war Hülfe in der Noth; der Professor griff zu, und die Unruhe, die sein Gemüth eben durchströmt hatte, glättete und verlief sich im breiten Strom des ausgiebigen Vortrags, mit dem er seinen Gästen Anfang, Weg und Ende seiner Entdeckung erklärte.

Unterdessen beugte sich Doctor Allbach zu Lucien hinüber. „Sie müssen es ihm nicht übel nehmen," flüsterte er, „der junge Mann arbeitet zu seinem Abiturienten-Examen und ich fürchte, er übernimmt sich dabei. Ich habe seinen Bruder schon öfters gebeten, darauf zu sehen, daß er sich nicht überarbeitet."

„Der arme Junge," sagte Lucie leise vor sich hin.

Sie blickte zu Klemens hinüber, der auf das Tischtuch niederstarrend, ihr das Profil seines Gesichtes zukehrte. Welch ein herrlich schönes Gesicht und welch ein leidvolles Weh auf demselben!

Ein tiefes Mitleid überkam sie, gleichzeitig aber empfand sie es wie eine Beruhigung, daß es nur allgemeine nervöse Erregung gewesen war, was diesen schönen Augen einen so furchtbaren Ausdruck verliehen hatte. War sie doch nahe daran gewesen, zu glauben, daß er sie persönlich haßte.

Ihre fröhliche Laune kehrte zurück, mit Aufmerksamkeit folgte sie den Entwickelungen des Professors und als er geendet, war sie es, die lachend die Tasse erhob und den Vorschlag machte, auf den Entdecker und seine Entdeckung anzustoßen.

„Nein nein," entgegnete eifrig der Professor, „wenn

Sie mir solche Ehre anthun wollen, so soll es mit edlerem Stoffe geschehen! Klemens, alter Junge," wandte er sich an diesen, „geh', spring' in den Keller hinunter und hol' uns eine Flasche alten Rheinwein herauf."

Klemens erhob sich und ging hinaus.

„Na und Sie, Agathe," fuhr er zu der Alten fort, „haben Sie uns keine Genüsse weiter vorzusetzen?"

Ich wollte nur warten, bis das gnädige Fräulein mit dem Kaffee fertig sein würde" entgegnete Agathe spitzig, indem sie mit den Augen auf Luciens noch immer gefüllte Tasse deutete.

„O darauf warten Sie nicht," sagte diese, „ich bin keine Kaffeeschwester."

„Nein, das weiß Gott," rief Doppnau lachend und triumphirend. Er nahm die Tasse, die Lucie von sich geschoben hatte, auf und reichte sie Agathe hin. „Fort mit dem schnöden Saft," sagte er „wir wollen beim Glase Wein auf den Tisch schlagen," — heißt es nicht so bei Göthe?"

„Bravo," antwortete Lucie, „Sie machen Fortschritte in der Literatur."

„Das habe ich noch aus meiner Studentenzeit," sagte er, und plötzlich hob er an, „mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen," — er brach ab und verschluckte den Rest des Gedichtes in einem mächtigen Lachen. Er war wie trunken, bevor der Wein gekommen war, und die Stimmung der Anderen gab der seinen nicht viel nach. Alles war in ausgelassener Fröhlichkeit bis auf Agathe, welche sich durch das Benehmen des Herrn Professors auf das Tiefste gekränkt fühlte. Sie setzte jetzt eine große Schüssel Himbeeren mit Schlagsahne auf den Tisch und begleitete die Spende mit einem Ge-

sicht, daß es zu verwundern war, wenn die süße Sahne nicht sauer wurde und gerann.

Inzwischen war auch Klemens, eine Weinflasche in der Hand, wieder eingetreten.

Doppnau sprang vom Stuhle auf. „Gieb her, Junge," rief er, „mit Wein und Bier verstehst Du nicht umzugehen." Er nahm ihm die Flasche aus den Händen, riß den Pfropfen heraus, daß er knallte und schenkte fünf Gläser voll; dann blieb er am Tische stehen, indem er sich wie zu einer Tischrede räusperte.

„Halt, halt," unterbrach ihn Lucie, „wir wollten ja zuerst auf Sie selbst anstoßen."

„Das hat Zeit," erwiderte der Professor, „zunächst gestatten Sie mir, daß ich mich bei den Damen für ihren Besuch bedanke und für das Interesse, das sie für meine Wissenschaft gezeigt haben." Er unterbrach sich und lächelte pfiffig vor sich hin: „Eine schöne Dame," fuhr er dann fort, indem er sich mehr und mehr zu Lucien wandte, „ist eben etwas schönes." „Sehr wahr!" unterbrach Doctor Allbach. „Eine schöne und liebenswürdige Dame ist — wenn ich mir die mathematische Form erlauben darf, gewissermaßen eine Dame in der zweiten Potenz." — „Hört, Hört!" rief Doctor Allbach dazwischen. „Aber eine schöne und liebenswürdige und geistvolle Dame —" „Das ist eine Kubik-Dame!" schrie der Doctor, indem er jauchzend auf die Tischkante schlug. „Die Kubik-Dame soll leben!" Er erhob das Glas und stieß an das Glas seiner Nachbarin; Lucie, über die sonderbare mathematische Huldigung lächelnd, hielt das ihrige in die Höhe und ließ die Gläser der Anderen daran anklingen.

„Na, Klemens?!" rief der Professor kurz und beinah scharf. Klemens, der theilnamlos dagesessen hatte, erhob sich wortlos und stieß erst mit Frau Allbach, dann

mit Lucie Immenhof an; seine Lider waren gesenkt, sodaß sie diesmal nichts von seinen Augen sehen konnte.

Mittlerweile war die Zeit vergangen; die Sonne war gesunken und, als sollte dem Inhalt dieses reichen Tages noch ein glänzender Schlußpunkt angefügt werden, erhob sich über den Bäumen des Fichtenwaldes der sommerlich rothe, langsam steigende Mond.

Der Vorschlag wurde laut, noch einmal auf die Plattform zu steigen und eine Stunde in der Abendkühle zu verbringen.

Stühle wurden hinausgebracht, der Doctor und der Professor zündeten sich Cigarren an, und während dieselben durch das Dunkel glühten, versank Lucie im Anblick der mächtig und friedlich umgebenden Natur.

Ob es die Nachwirkung der Huldigungen war, die heute so überströmend ihr zu Füßen gelegt worden waren? Indem sie von ihrem hohen Sitze in die Tiefen ringsumher blickte, erschien sie sich wie eine Königin, der dieses Alles zu sagen schien: „wolle — und dieses Alles ist Dein.“ Nur zu wollen brauchte sie, nur die Lippen zu öffnen und das Wort heraustreten zu lassen, das hinter ihren Lippen stand — das Zauberwort — ihr schauerte; sie empfand die Macht, die dem schönen bedeutenden Weibe über die Welt verliehen ist und fühlte die Entscheidung des Augenblicks wenn die Frau das Zauberwort spricht, den Talismann dahingiebt, der sie feiete, dahingiebt an den Einen, der nun der Gewaltige wird über sie.

Wie tief die Erregungen dieses Nachmittags gewesen waren, das wurde Lucie erst ganz klar, als die Nacht gekommen war und sie im Bett lag.

Sie verfiel in jenen merkwürdigen, an das Wunderbare grenzenden Zustand, den man Halbschlaf nennt.

Wenn es eine Möglichkeit gäbe, sich die Seele eines Verstorbenen vorzustellen, die nach dem Tode umginge, so müßte sich dieselbe in solchem Zustande befinden; man empfindet sich selbst und sein Bewußtsein — und dennoch schläft man; man denkt — und das Denken ist Traum.

So erging es Lucie.

Ihre Gedanken kehrten zu den Dingen zurück, die heut an ihr vorüber gezogen waren, aber diese Dinge wurden zu greifbaren Bildern, ihr Verstand vermochte sie nicht mehr zu beherrschen, und sie nahmen schreckende, wüste Gestalten an.

Sie sah sich am Rande einer endlos ungeheueren schwarzen Tiefe stehen und wußte, daß es der Sonnenfleck war, den sie heute im Teleskop gesehen hatte. Dazu vernahm sie eine bleierne gleichgültige Stimme, die unaufhörlich die Worte wiederholte: „Die Erde hätte zweimal Platz darin" und was das Furchtbarste war, hinter ihr war es wie eine drängende Macht, wie eine Hand in ihrem Rücken, die sie näher und näher an die gähnende unergründliche Tiefe schob.

Dann wieder sah sie sich einsam im öden unermeßlichen Weltraum, ein heulendes Tosen durchschütterte die Lüfte und jeden ihrer Nerven, und dies Getöse ging von dem ungeheuren Ball aus, der sich mit fürchterlicher Gewalt dicht vor ihren Augen drehte — sie wußte, das war die Sonne. Und plötzlich war es, als zerbärste die riesige Kugel, und mit donnerndem Krachen und Sausen und Zischen schoß eine Feuergarbe daraus empor, eine Säule, ein Thurm, immer weiter, immer höher, immer gewaltiger, daß es aussah, als müßte das ganze Weltall zerstoßen und in Brand gesteckt werden.

Und dann kam eine neue schreckliche Erscheinung: der flammende Ball nahm menschliche Züge an, verwandelte sich in ein furchtbares menschliches Gesicht, in ein Gesicht, um welches lange Haare flatterten und aus dem zwei vernichtende Augen auf sie starrten; sie las in diesen Augen eine stumme zermalmende Frage: „was willst Du hier, warum drängst Du Dich in meine Nähe?“ Und sie wußte plötzlich, daß es Klemens' Antlitz war, das sie vor sich sah, der Ausdruck seiner haßerfüllten Augen, der aus diesen Augen blickte. Und während der eisige Schreck ihr über den Leib schauerte, konnte sie doch nicht lassen, in dieses wunderbar herrliche Antlitz zu schauen, mit aller Kraft in die Tiefe dieser Seele zu forschen, um zu ergründen, warum er sie haßte. Dabei hatte sie ein Gefühl der Demuth, wie sie es noch vor keinem Menschen empfunden hatte; es war ihr, als mußte sie niederknieen, die Hände zu ihm erheben und sprechen: „Hasse mich nicht, ich habe Dir kein Leides gethan.“ Ein wildes Verlangen war in ihr, diesen Haß brechen, diese eisige keusche Kälte schmelzen zu sehen, und als der wüste Traum sie dahin gebracht hatte, daß sie flehend die Arme nach ihm ausstreckte — da fuhr sie entsetzt im Bette empor. Sie war erwacht, zu sich selbst gekommen und schüttelte das Haupt, als wollte sie die Bilder des tollen Spuks hinausschütteln.

„Der dumme Junge“ murmelte sie ärgerlich vor sich hin. Es fiel ihr ein, was Doctor Allbach ihr gesagt hatte, daß er sich bei den Arbeiten zum Abiturienten-Examen übernommen hätte — ein Schuljunge — war es möglich? Das hatte sie von ihrem gutmüthigen Mitleid, daß sie sich mit solchen abgeschmackten Bildern herumschlagen mußte! Und noch dazu ein recht ungezogener Schuljunge, denn als sie die Sternwarte verließen, war er einfach

verschwunden gewesen, statt, wie es sich geziemt hätte, den Gästen adieu zu sagen. Sie ärgerte sich aufrichtig; der Aerger schlug die Wallungen ihres erregten Blutes nieder; sie drehte sich auf die Seite und schlief tief und fest ein.

Zwei Tage nach dem Besuche auf der Sternwarte, als Lucie, die bereits ihre Rückkehr nach Berlin vorzubereiten begann, mit Anna unter der Veranda saß, ertönte am Allbach'schen Hause die Klingel.

Die Augen der beiden Freundinnen huschten gleichzeitig zu einander hinüber, um sofort wieder niederzusinken, ein und derselbe Gedanke schien sie bewegt zu haben. Professor Doppnau wurde gemeldet.

Jedes entscheidende Ereigniß kommt, auch wenn es erwartet wurde, im letzten Augenblick doch überraschend; Lucie fühlte, wie sich ihr das Herz eine Sekunde lang zusammenzog, sie wurde leichenblaß und die Gedanken stürmten ihr durch den Kopf.

In dem krampfhaften Bestreben, sich einen Halt in der wirbelnden Flucht zu verschaffen, tauchte ihr, kaum daß sie wußte, wie und woher das Bild der alten Tante zu Berlin auf, mit faltig zerknittertem grämlichem Gesicht, mit einem endlosen Strickstrumpf in Händen, — eine Verkörperung der Langeweile — und dieses Bild wiederholte sich, ungefähr wie in der durch zwei gegenüberhängende Spiegel hervorgerufenen Perspektive, bis ins unendliche; hinter der Tante saß die Tante wieder und dann wieder und dann noch einmal und immerfort, hundertmal, tausendmal, unzählige mal, immer dasselbe Gesicht, immer derselbe Strickstrumpf — o schrecklich! nein! nein! nein!

Die Thür des Vorsaals klappte; Professor Doppnau

erschien im langen schwarzen Geh-Rock, den hohen Cylinderhut in der Hand und die Hände in helllilafarbene Glacé-Handschuhe eingeknöpft.

Er war im Sonntags-Ausgeh-Anzuge; Luciens erste Empfindung war, daß ihn der Alltag besser kleidete, sie mußte unwillkürlich an ihren Tischlermeister in Berlin denken, wenn ihr derselbe Sonntags Nachmittags im Thiergarten begegnete.

Man befand sich noch im Juli; vielleicht war es die Hitze, die den Professor nöthigte, sich mehrmals, nachdem er Platz genommen, die Stirn zu wischen, möglicherweise aber auch die Verlegenheit, denn er war sehr verlegen, sehr.

Frau Annas Anwesenheit hatte jedenfalls mit dem Zwecke seines Besuchs wenig oder nichts zu schaffen, dennoch wäre es ihm schrecklich gewesen, wenn sie nicht dagewesen wäre, und er richtete seine ersten Worte und Fragen ausschließlich an sie.

„Der neuliche Besuch würde den Damen hoffentlich gut bekommen sein?“

„Vortrefflich,“ versicherte Frau Anna, „und es war ja so interessant.“

„Würden sich auch hoffentlich nicht auf der Plattform erkältet haben?

„O nein, aber man müßte sich in der That etwas in Acht nehmen da oben; es wäre etwas zugig.“

„Ja ja, es wäre etwas zugig.“

„Aber so schön! die Aussicht!“

„Jawohl, ein außerordentlich schöner Blick.“

Nachdem sich das Gespräch in dieser bewegten Weise noch eine Strecke weiter gequält hatte, stand Frau Anna auf, „um doch einmal zu sehen, ob ihr Mann zu Hause wäre,“ von dem sie eben so genau wie der Professor und

Lucie wußte, daß der Doctor erst in einer Stunde heimkehren würde.

Wie ein Alp legte es sich auf die beiden Menschen — sie waren allein.

Nach endloser Pause gelang es dem Professor, die ersten Worte aus der Kehle zu würgen

„Sie äußerten neulich, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit heiserer Stimme, „daß es ein wunderbares Leben sein müsse, so immer unter der Last des unermeßlich Großen zu leben.“

Lucie wandte das Haupt nach dem Garten und nickte stumm; so genau hatte er ihre Worte bewahrt.

Er sammelte Kraft zu einem zweiten Satze.

„Ich erlaubte mir — Sie zu fragen, ob Sie sich — ein solches Leben schön denken könnten — mein gnädiges Fräulein —“

Lucie bestätigte mit schweigender Neigung des Hauptes.

„Und Sie sagten darauf, Sie meinten, es gehörte viele Kraft dazu.“

Sie wußte wohl, daß sie so gesprochen hatte.

Er holte aus zum letzten entscheidenden Anlauf.

„Und — und — würden Sie mir die Kraft zutrauen, Ihnen Stütze zu sein, um ein solches Leben zu ertragen?“

Lucie hatte plötzlich ein Gefühl, als wäre in der ganzen unermeßlichen Welt eine tiefe Stille eingetreten, in der man nur einen Laut hören würde: die Antwort, die sie gab. An ihr war es jetzt zu sprechen — der Mann hatte seine Frage gestellt.

Und wie gut hatte er das gemacht, wie trefflich hatte seine Verlegenheit ihn geleitet. Wenn es auf der Welt einen Mann gab, dem sie die Kraft zutraute, ihre Stütze zu sein in dem Leben, das ihr dort oben aufgegangen, so

war es er; wenn es eine Frage gab, die sie ehrlichen Herzens mit „ja" beantworten konnte, so war es diese. Eine freudige Sicherheit erfüllte ihr Herz, sie wandte das Haupt zu dem harrenden Mann herum und, indem sie ihn mit feurigen muthigen Augen ansah, sprach sie laut und bestimmt „ja".

Doppnau sprang auf. „Fräulein Lucie," rief er. „Ich — ich —" er wollte noch mehr sagen, schluckte aber Alles hinunter und endete mit einem nochmaligen „Lucie!" und ergriff ihre beiden Hände, die er küßte und wieder küßte. Ein Strom von Wonne, Herzensgüte und Liebe brach aus seinen Augen und floß wie eine warme Lebens-Welle über Lucie dahin, sie umhüllend von Kopf bis zu Füßen, und als sich ihre schöne Gestalt langsam, halb widerstrebend zu Anfang, zu ihm beugte, und von seinen Armen umfangen, an seine Brust senkte, da fühlte sie, daß sie eingegangen war in das große Herz eines trefflichen, bedeutenden guten und gütigen Mannes.

Die haarscharfe Pünktlichkeit, mit welcher Frau Anna gerade in diesem Augenblick zurückkam, hätte den Verdacht erwecken können, daß sie nicht übermäßig weit von der Außenseite der Thür fortgewesen sei. und ein müßiger Beobachter hätte auch daraus verdächtige Schlüsse ziehen können, daß sie, in der Verstellung ungeübt, die Thür schon mit einem Jubelschrei aufriß, eigentlich bevor sie noch etwas wissen konnte; aber die beiden Leutchen unter der Veranda befanden sich in einem jener seltenen Augenblicke des Lebens, da der Mensch keine Zeit und keine Lust zur Kritik hat und dankbar und erfreut nahmen sie die Küsse und die Händedrücke der lieben Frau hin.

Unnöthig und unmöglich ist es, den Freuden-Orkan zu beschreiben, der bald darauf ausbrach, als der Doctor nach Haus kam. Er stürzte auf Lucie zu, ergriff sie an

beiden Händen und schaute ihr mit feuchtglänzenden Augen ins Gesicht; dann fiel er auf den Professor, umarmte ihn, hielt ihn an beiden Schultern von sich ab, blickte ihn mit feuchtglänzenden Augen an und erklärte, daß er ihm den Glauben an das männliche Geschlecht Deutschlands zurück gäbe. Dann fühlte er sich veranlaßt, Frau Anna einen Kuß zu geben, und im Gebietertone „sofort eine Flasche Champagner" zu verlangen.

Daß der Professor zum Essen dableiben mußte, verstand sich von selbst. Bei der Tafel wurde berathen, wann, wo und wie die Hochzeit stattfinden sollte.

„Im Herbst," sagte der Professor, „geht mein Bruder auf die Universität, dann werden seine Zimmer frei und es würde sich dann ganz von selbst machen, wenn Sie —"

„Du! Du! Du!" unterbrach ihn der Doctor.

„Wenn also — Du," fuhr Doppnau etwas stockend und erröthend fort, „dann einzögest."

Allen leuchtete es ein, daß zum Herbste Hochzeit sein müßte. Nur Lucie empfand ein peinliches Gefühl bei dem Vorschlage.

„Das würde mir vorkommen," sagte sie, „als ob ich ihn verdrängte und mich gewissermaßen an seine Stelle setzte."

„Ah, kein Gedanke," beruhigte der Doctor.

„Aber ich fürchte wirklich, daß er es so empfinden wird," fuhr sie fort; „er scheint mir von großer Zartfühligkeit zu sein."

Doppnau, der ihr gegenüber am Tische saß, blickte sie in schweigendem Staunen an; wer hatte sie gelehrt, so in der Seele des seltsamen Jungen zu lesen. Er streckte ihr die Hand über die Tafel zu. „Klemens ist noch ein Kind," sagte er, „ein schwärmerisches Kind, und Du weißt, daß die Schwärmer die weichsten und zugleich die härtesten

Naturen sind; es bedarf nur eines Augenblicks, und sie springen von Abneigung zur Verehrung über."

Lucie hörte ihn leise nickenden Hauptes zu.

„Siehst Du," sagte sie, „ich habe also doch recht gehabt, als ich glaubte, er könne mich nicht leiden."

Doppnau faßte ihre Hand fester. „Trage ihm das von neulich nicht nach," sagte er erschrocken, „ich habe wohl bemerkt, wie seltsam er sich benahm; aber glaube mir, er ist gut, seelensgut angelegt. Er ist rein und durchsichtig wie Krystall, und darum sieht man in jedem Augenblick jede Regung seiner Seele. Es ist möglich, und ich glaube es beinah selbst, daß er sich noch nicht recht an den Gedanken einer Schwägerin, und daß ich nicht mehr für ihn allein auf der Welt bin, gewöhnen kann, aber siehst Du, ich bin ganz außer Sorge, er ist an Liebe gewöhnt und durch Liebe zu allem Guten zu bringen, Du mußt ihn eben zu Dir bekehren."

Lucie hatte mit gesenkten Augen zugehört, wie er so warm und liebevoll für den thörichten jungen Bruder sprach und ein tiefes Gefühl ging in ihr auf, in welcher Innigkeit diese beiden reinen Menschen bisher zusammengelebt haben mochten. Sie drückte leise die Hand des Verlobten. „Er ist an Liebe gewöhnt," wiederholte sie leise seine Worte, „das soll gewiß nicht anders werden." Thränen traten in ihre Augen, indem sie ihn anblickte.

Der Doctor aber ließ keine Sentimentalität aufkommen. Er riß die Champagner-Flasche aus dem Eiskühler, daß es klapperte und füllte die Gläser.

„Kurz und gut," rief er, „es kommt darauf hinaus, daß Sie den Jungen ein wenig in sich verliebt machen, Fräulein Lucie! Und wenn ich nach mir urtheilen darf, so wird Ihnen das nicht schwer fallen — nicht wahr, Aennchen, wir verstehen uns?"

Frau Anna drohte mit gerecktem Zeigefinger über den Tisch, der Professor lachte laut auf.

„Na komm, Alte,“ sagte der Doctor, „Du siehst ja selbst, daß leider keine Gefahr mehr dabei ist; unser Brautpaar soll leben!“

Die Gläser klangen aneinander; Lucie war bei den Worten des Doctors bis über die Stirn erröthet.

Es blieb also dabei, daß sie in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehren und daß ihr Frau Anna in acht Tagen dahin folgen sollte, sie würde bei Lucie wohnen und beide Freundinnen wollten dann im Verein die Beschaffung der Aussteuer in die Hand nehmen. Die Hochzeit blieb für den Herbst festgesetzt.

Frau Anna brachte den Gedanken an eine Hochzeitsreise zur Sprache, aber sie fand keinen rechten Anklang damit. Der Professor schwieg und Lucie erwog, daß man in den anbrechenden Winter würde hineinreisen müssen. Der herrliche Blick von der Sternwarte, meinte sie, und das für sie noch ganz unbekannte Land der Waldungen hinter derselben, das würde ihr den Genuß einer Reise ersetzen.

Doppnau nickte ihr lächelnd Beifall; man würde auf weiten Spaziergängen Forschungs- und Entdeckungsreisen in den Wäldern machen. „Bei Tage führst Du mich auf der Erde umher,“ schloß sie, indem sie dem Professor die Hand reichte, „und Abends am Himmel, zwischen Monden und Planeten, das soll unsere Hochzeitsreise sein? Ja?“

Er schlug in ihre Hand ein. „Es soll gelten,“ antwortete er.

Nun kamen Wochen voll körperlicher Unruhe und seelischer Erregung für Lucie und den Professor.

Für Erstere freilich war es eine lustige Unruhe, denn

mit Anna von Morgens früh bis Abends spät durch die Berliner Kaufläden zu schweifen, dann zu Hause zu sitzen, die erworbenen Schätze zu mustern und sie mit eigener Hand zum künftigen Hausgebrauch zuzurichten, das gab Beschäftigung und Gesprächsstoff in Fülle. Für Anna war es eine Lehr- und Lernzeit, da sie der Freundin mit ihrer Hausfrauen-Erfahrung zur Seite stand und andererseits durch Luciens überlegenen Geschmack bereichert wurde; für Lucie war es eine Reihe von erheiternden Augenblicken, wenn sie Annas kleinbürgerliches Staunen und Entsetzen über die Verschwendung wahrnahm, mit der sie, ihrer Ansicht nach, in allen diesen Dingen verfuhr.

Die einzige Seelen-Erregung, welche diese Zeit Lucie brachte, war vielleicht die Entlassung der Tante, die nun ihr Werk als Anstands-Dame gethan hatte.

Wenn es aber eine Erregung war, so ging sie nicht tief; ein innerliches Verhältniß hatte zwischen beiden nicht bestanden. Der Hochzeit sollte die Tante noch beiwohnen und dann sich selbst gehören, denn sie gewissermaßen als Stief-Schwiegermutter ihrem Manne mitzubringen, daran dachte Lucie nicht.

Weniger erquicklich gestaltete sich diese Zeit für den Professor, er hatte weniger zu besorgen, aber mehr zu bewältigen als Lucie. Der Sturm war vorübergebraust, der seine Natur aus ihren Grundfesten gehoben hatte, und diese Natur, welche ruhig aber unabläſsig war wie der langsam stoßende Wasserstrom, verlangte nach ihrem Recht; die große Leidenschaft des Mannes, Arbeitsbedürfniß, regte sich mit verdoppelter Kraft. Vorläufig aber war keine Aussicht, sie zu befriedigen, und das war schlimm.

Zwar war er mit Lucie übereingekommen, daß sie sich nicht gegenseitig durch Brief-Geschwätz die Zeit beeinträchtigen wollten; auch war ihm die Unterlassung von

Besuchen in Berlin beinah zur Pflicht gemacht; aber er mußte sein Haus verändern, den Boden umwerfen, auf dem es seit soviel Jahren fest und ruhig gestanden und Wurzel geschlagen hatte und er fühlte mit ganzer Schwere die Lasten, welche dem spät heirathenden Manne die Einleitung zum Ehestande auferlegt.

Der Egoismus der Trägheit, dessen Wurzeln von Anbeginn an in der Seele des Mannes liegen, ist mit 30 Jahren ein Halm, mit 40 Jahren eine Staude und im 50ten Jahre ein Baum, den nichts mehr entwurzelt.

Und bei der Bewältigung dieser schweren Aufgabe half ihm niemand; im Gegentheil, er stieß auf Widerstand. Zunächst in äußerlicher Beziehung bei Agathe, deren Wesen sich ganz verändert hatte. Sie betrachtete es einfach als eine Treulosigkeit, beinah wie eine Unsittlichkeit, daß der Professor heirathen wollte.

Sie war noch aus seinem elterlichen Hause in seine Junggesellenwirthschaft mit hinübergezogen und bisher war er ihr noch immer, in der Erinerung an die Knabenzeit, als junger Mann erschienen. Der Professor war für sie „der große junge Herr“ im Gegensatz zu Klemens „dem kleinen jungen Herrn“. Jetzt fragte sie sich plötzlich grollend, zu was Gutem es denn führen sollte, „wenn ein Mann in solchen Jahren sich noch mit so einem Lottchen zusammenthäte? Das that nicht gut, nein, das wußte sie besser, das that nicht gut.“

Und dieser schweigende Groll brach in tobende Heftigkeit aus, als der Professor ihr eines schönen Tages verkündigte, daß sie ihr großes zweifenstriges Zimmer räumen müsse, weil er es für Klemens brauche, dessen Zimmer wieder für seine Frau bestimmt würden.

„Also das mußte ihr auf ihre alten Tage passiren? Und um so Einer willen?!“

Dies „um so Einer" machte wieder den Professor aufflammen, ein Wort gab das andere, und das Schluß-Ergebniß war, daß Agathe mit nächstem Vierteljahr aufpacken und ausziehen zu wollen erklärte — und daß der Professor sie nicht hielt. —

Es war ein häßlicher Anfang für das neue Leben, aber es war noch nicht das schlimmste. Drückender war für den Professor die Art und das Verhalten seines Bruders. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß etwas zwischen sie getreten war, und dieses etwas war das Weib, das er sich erwählt hatte.

Klemens hatte die Nachricht von seiner Verlobung dumpf und ohne Glückwunsch hingenommen, und seit dem Tage ging er stumm verschlossen seinen Weg, nur noch mit seinen Arbeiten beschäftigt.

Er hatte zu dem Bruder hingeblickt wie ein Apostel zum Meister; er war ihm Inbegriff und Ideal alles Großen, Männlichen gewesen. Und nun hatte sich der Held vom Weibe besiegen lassen, wie alle Anderen, und es hatte eine Stunde gegeben, da er ihn nicht wieder erkannt hatte, da er ihm — unwürdig erschienen war. Das war neulich gewesen; als der Professor vor der Gesellschaft von seiner Entdeckung des Kometen gesprochen hatte.

Wie eine Offenbarung hatte Klemens die große Geistesthat in seiner Seele getragen, und nun mußte er anhören, wie der Vollbringer derselben beim Kaffee, bei Himbeeren und Schlagsahne vor Weibern davon sprach, die ihm halb gelangweilt zuhörten und mit demselben oder vermuthlich noch größerem Vergnügen eine andere Kaffeeklatsch-Geschichte entgegengenommen hätten.

Es wahr ihm, als wäre ein Licht ausgelöscht, das bisher in der Welt geleuchtet hatte und dieses leidenschaftliche Jünglingsgemüth litt die furchtbarste Qual einer

jungen Seele, in der zum ersten mal ein Glaube und ein Ideal verblaßt.

Doppnau mochte die verzweifelten Stürme ahnen, die in des Bruders Seele wühlten, aber er mußte sie schweigend gewähren lassen; was konnte er anders thun, als schweigen? Sollte er etwa um die Gunst des Knaben betteln? Sich gewissermaßen bei ihm entschuldigen, daß er eine Frau nehmen, ein Leben begründen wollte? Lächerlich! Bei dem bloßen Gedanken an eine derartige Zumuthung stand sein ganzer männlicher Stolz voller Empörung auf.

Aber dann kamen einsame Stunden, schlaflose Nächte, wie er sie früher nicht gekannt. Lucie war fern, der Zauber, den ihre körperliche Nähe auf ihn übte, war für den Augenblick machtlos, seine phantasielose Natur besaß nicht die Fähigkeit, in die Ferne zu wirken und sich den Reiz des geliebten Weibes zu vergegenwärtigen; er fühlte nur, was er verlor, nicht was er erwarb. Und in solchen Augenblicken erwachten alsdann düstere Fragen, peinigende Zweifel.

Ob nicht der Instinkt des Bruders, den er so einfach als thöricht verwarf, vielleicht wirklich Recht hatte? War nicht sein bisheriges Leben in sich befriedigt, voller Erfolg und glücklich gewesen? Hieß es nicht vielleicht das Schicksal herausfordern, daß er das jetzt willkürlich ändern wollte? Denn willkürlich war es, daß er in den Funken augenblicklichen Gefallens hineingeblasen hatte, um ihn zur Flamme anzufachen, die das ganze Leben durchleuchten sollte. Würde die Gluth dazu ausreichen? Das Feuer zum Herdfeuer werden? Hatte ihn nicht vielleicht ein sinnlicher Rausch betrogen? Würde sie wirklich die Frau sein, dazu angethan, sein einsames, arbeitsames Leben zu theilen? Dies verwöhnte Kind der großen eleganten Welt? Konnte er sich verhehlen, daß er in ihrer Nähe trotz aller

Verliebtheit von einer gewissen Beklemmung nicht frei wurde? Er hatte es auf seine Schüchternheit geschoben — aber war es nicht vielleicht eine tiefere Regung seiner Natur? eine innere Stimme, die ihm sagte, daß sie nicht zusammengehörten? daß sie Anforderungen an ihn stellen würde, die er nur mit Aufopferung seines eigensten Wesens, mit Hintansetzung seiner Lebensaufgabe, seiner Arbeit würde erfüllen können?

Dann aber ballte er unwillkürlich die Faust; nein, das sollte nicht geschehen! In dem wüsten Taumel quälender Fragen, die in seiner Seele auf und niedergingen, gab es für ihn nur einen Halt, nur einen Ruhepunkt, nach dem er wie der sturmverschlagene Seefahrer auf den Leuchtthurm immer und immer wieder hinausschaute: seine Arbeit, seine geliebte große Arbeit. Wie er nach ihr lechzte! Wie er sich danach sehnte, daß diese schrecklichen Wochen des Verlobtseins, der Unruhe überstanden sein, daß sie Mann und Frau sein möchten! Und wie er den kommenden Winter zur Arbeit benutzen wollte! Wie er sich hineinstürzen, in ihr vergraben wollte, daß nichts anderes mehr an ihn heranzudrängen vermöchte, kein Gram um Verlorenes, keine Sorge um Zukünftiges, nichts! nichts! nichts!

So vergingen die Tage, die Wochen, die Monate.

In der Zwischenzeit machte Klemens sein Examen und bestand es mit Glanz. Ein eigenhändiges Briefchen überbrachte ihm Luciens Glückwünsche zu dem Erfolg, und es sah drollig aus, wie er das zierliche Couvert in Gegenwärt des Bruders öffnete und den rosarothen kleinen Briefbogen, welcher einen lieblichen Duft ausströmte, unbehülflich in Händen hielt und durchlas.

Auf seinem einsamen Zimmer angekommen, hob er den Briefbogen unwillkürlich noch einmal ans Gesicht —

der Duft, der von ihm ausging, gefiel ihm eigentlich — im nächsten Augenblick hatte er das Papier in tausend kleine Fetzen gerissen und in den Papierkorb geworfen.

Und so nahte denn endlich die große Stunde, die Lucie Immenhof zur Frau Professorin Doppnau machen sollte.

Ihr Bräutigam hatte ihr Visitenkarten mit ihrem neuen Namen stechen lassen, und als sie das „Frau Professor Doppnau" schwarz auf weiß las und sich sagte, daß sie damit gemeint sei, überrieselte es sie seltsam, komisch und unheimlich zugleich.

Seit ihrer Kinder- und Schulzeit hatte sich ihr das Bild eingeprägt, daß eine Professorin eine lange, dürre, säuerliche Frau sein müßte, die Morgens nie ohne eine ungeheuere Haube auf dem Kopf, Nachmittags nie ohne eine schwarze Mantille um die Schultern zu denken sei — und nun war sie selbst eine. Sollte das auch so mit ihr werden? Sie sprang vom Stuhle auf, faßte Anna um die Taille und riß sie vor den Spiegel. „Habe die Ehre, Dir Frau Professor Doppnau vorzustellen!" sagte sie. Dann streckte sie ihrem Gegenüber im Spiegel plötzlich die Zunge heraus.

„Aber Lucie!" rief Frau Anna ganz entsetzt.

Lucie schwang sich mit ihr herum und lachte wie ein Kobold.

~~~~~~

Die Hochzeit fand zu Berlin im engsten Kreise statt; der standesamtlichen Handlung folgte eine kirchliche Einsegnung. Lucie hatte es so gewünscht, weniger aus religiösem als aus ästhetischem Bedürfniß. Die Civil-Trauung sagte ihr dem Gedanken nach durchaus zu, in der äußeren Erscheinung aber war sie ihr abscheulich. Alles, was Zahl
~~~~~~

und juristische Form hieß, war ihr unverständlich und verhaßt, und sie wollte nicht durch eine halbunverstandene Vertragsformel ihr Leben dahingeben.

Auf ihren besonderen Wunsch fand die priesterliche Trauung in der Marien-Kirche statt; sie behauptete, daß die Kirchen Berlins so häßlich, ärmlich und stimmungslos wären, daß es völlig unmöglich sei, in Berlin fromm zu bleiben. Die alte Marien-Kirche war noch die einzige, die sie halb und halb gelten ließ; da war doch wenigstens ein Hauch von Geschichte, und der Genius Andreas Schlüters war hindurchgegangen und hatte das Denkmal seiner Schritte in Gestalt der marmornen Kanzel zurückgelassen.

Die übliche Schaar neugieriger Frauen und Mädchen, die bei keiner Trauung in Berlin fehlen, hatte sich in der Kirche und an der Thür derselben gesammelt und musterte die Ankommenden.

Die zunächst erscheinenden Hochzeitsgäste, unter denen sich Herr und Frau Doctor Allbach befanden, erweckten wenig Interesse; dann kam eine Kutsche, welcher eine auffallend alte Dame und ein auffallend junger Mann entstiegen; Lucien's Tante und Klemens.

Die Ellbogen stießen an einander und ein wisperndes „ach sieh' doch blos mal da!" ging wie ein leise rauschender Seufzer des Staunens und Verlangens durch die Schaar der Zuschauerinnen, als Klemens erschien.

Der, welchem die Bewunderung galt, ging schweigend, die Augen zur Erde gesenkt, neben der Tante einher, offenbar ohne eine Ahnung des Eindrucks, den er erweckte.

Endlich kam das Brautpaar selbst.

Sobald der Wagen hielt, wurde der Schlag von innen aufgestoßen, dann sprang ein großer blonder erregt aussehender Mann heraus, der sich beeiferte, der Gefährtin

beim Aussteigen behülflich zu sein. Ein kleiner Fuß in weißseidenem Strumpf und weißem Atlasschuh senkte sich auf das Trittbrett nieder und eine in prachtvollen weißen Stoff gehüllte Frauengestalt stieg langsam, vornehm und schön herab, den Arm des Bräutigams, den dieser hastig darbot, mit ruhiger Gemessenheit annehmend.

Ihr Antlitz war blaß wie das Kleid, das sie trug; heiß geröthet war das des Bräutigams.

Indem Lucie an Doppnaus Arm durch die Kirche dahin zum Hochaltare schritt, an welchem sich die Geladenen bereits versammelt hatten, schaute sie auf und ihr Blick fiel auf eine hochaufgerichtete schlanke Gestalt, welche dort vorn, das bleiche Antlitz düster zur Erde gerichtet, stand. Ein plötzlicher Schauer ging ihr durch Mark und Bein. Er erschien ihr verwandelt, gewachsen, bedeutender als früher. Und doch, gerade in dieser verwandelten Gestalt mußte sie ihn schon einmal gesehen haben — wo war das gewesen?

Dieser Gedanke, diese Frage hielt sie fest, wider ihren Willen, unabläßig. Die Worte des Predigers gingen halb ungehört an ihrem Ohr vorüber — wo hatte sie diese Erscheinung bereits gesehen?

Jetzt fiel es ihr plötzlich ein, und sie zuckte beinah zusammen: auf einem alten italienischen Bilde hatte sie eine Darstellung des Todesengels gesehen, in der Gestalt eines wunderbar schönen, wunderbar trauervollen Jünglings. Tief hatte sich das geheimnißvolle Bild ihrer Seele eingeprägt; die erloschene Fackel zur Erde gesenkt, stumm auf sie niederblickend, so hatte der Furchtbare auf dem Bilde gestanden; ohne Erbarmen in den strengen, gewaltigen Zügen, und voll namenloser Trauer darüber, daß er erbarmunglos sein mußte.

Ganz wie das Bild hatte Klemens in diesem Augen-

blick ausgesehen, es war keine Täuschung ihrer Sinne. Und mit Gewalt mußte sie ihre Seele auf das richten, was vor ihr vorging, denn es war wie eine Hand in ihrem Nacken, die ihr das Haupt umwenden wollte nach dem Bilde, vor dem ihr graute und nach dem sie verlangte.

Nach Beendigung der Feierlichkeit fuhr man nach dem Kaiserhof, wo durch die Fürsorge Doktor Allbachs ein Hochzeitsmahl bereitet war.

Es sollte kein großes, lärmendes Fest, sondern, wie es den Verhältnissen entsprach, eine mehr freundschaftliche Vereinigung sein; man versammelte sich in einigen kleineren Zimmern, an welche sich der geschmückte Speisesaal anschloß.

Als die Neuvermählten erschienen, drängten sich Herren und Damen nochmals grüßend und beglückwünschend um sie; die Damen umarmten Lucie, die Herren küßten ihr die Hand. Als letzter trat auch Klemens heran.

Lucie entfernte rasch den Handschuh und streckte ihm die nackte rechte Hand zu.

„Nun, Klemens,“ sagte sie, „von heut' an müssen wir uns Du nennen, und man kann sich nicht Du nennen, wenn man nicht gut Freund ist — also gute Freundschaft? Ja?“

Der Professor hatte den Arm um sie geschlungen, er freute sich des ernsten, ruhigen Tons, mit dem sie sprach und des ernsten Ausdrucks ihres bedeutenden Gesichts.

Klemens ergriff ihre Hand und hielt sie einen Augenblick in der seinigen. Er drückte sie nicht, aber Lucie war es, als wenn er sie, beinah prüfend, mit der seinigen umspannte. So war es in der That; er fühlte mit unwillkürlichem Staunen, wie klein diese Hand

war. Dann beugte er sich nieder, um sie mit den Lippen zu berühren. Auf der zarten Haut des Handrückens hatte sich die Nath des Handschuhs wie ein Muster abgedrückt — einen Moment ruhten die Augen des Jünglings auf dem eigenthümlichen Anblick, dann trat er, ohne die Augen zu den ihrigen zu erheben, zurück.

Doctor Allbach, der die Plätze vertheilt, hatte es sich nicht nehmen lassen, an der schmalen länglichen Tafel dem jungen Paare gerade gegenüber zu sitzen. Als Hausfreund fühlte er sich dazu berechtigt.

An seine rechte Seite hatte er Klemens genommen, so daß dieser der neuen Schwägerin schräg gegenüber saß.

Das seltsame Wesen, das der junge Mann in letzter Zeit zur Schau trug, machte dem Doctor, der zugleich ärztlicher Berather auf der Sternwarte war, Gedanken. Er war der Ansicht, daß er sich von der Ueberanstrengung der Examen-Arbeiten erholen müsse und meinte, daß sich kein besserer Anfang für diese Cur finden ließe, als das heutige Fest, bei dem er den Jungen einmal lustig machen wollte. Wenn er auch wirklich ein Glas Champagner über den Durst tränke, es würde kein Unglück sein.

Die Unterhaltung kam bald in muntersten Fluß; der Prediger hatte die übliche Tischrede gehalten, Doctor Allbach hatte einen Riesen-Toast in die Welt gesetzt, bei dem er von den Planeten des Himmels ausgehend, allmählich zur Erde hinabgestiegen war, um auf der Sternwarte bei der Familie Doppnau zu enden; noch andere Toaste waren gefolgt; Lucie war angeregt, heiter und liebenswürdig geistvoll wie selten.

Mitten im Gespräch wandte sie sich plötzlich halb zur Seite — es war ihr gewesen, als wenn jemand sie von dort mit langem ernstem Blick betrachtet hätte. Es waren Klemens' Augen, die sich jetzt eilend zurückzogen,

die sie aber noch auf der Flucht erhaschte. Sein Blick hatte stumm beobachtend auf ihr geruht, in seinen Wangen begann ein leises Lebensroth aufzusteigen, der Ausdruck seines Gesichts war heller geworden als zuvor.

Eine heiße Freudigkeit schwoll jählings in Lucie empor und einer unwillkürlichen Eingebung gehorchend, riß sie aus dem Strauße von weißen Rosen, die sie an die Brust gesteckt hatte, eine Rose heraus und warf sie zu Klemens hinüber. Die Blume fiel gerade auf den Teller, der vor ihm stand; eine glühende Röthe überflammte plötzlich sein ganzes Gesicht. Er war so verlegen, daß er nicht wußte, was er thun sollte; endlich ergriff er sein mit Champagner gefülltes Spitzglas, erhob es, gegen Lucie gewandt, und indem er sich über das Glas hin verneigte, trank er es aus.

Der Professor fuhr lachend auf.

„Lucie!" rief er, „Du hast es fertig gebracht, daß der Junge Jemandem zutrinkt? Du bist eine Zauberin!"

Alles stimmte ihm jubelnd zu; der Doctor, dessen Begeisterung wuchs, füllte Alles, was von Gläsern in seinen Bereich kam.

„Doppnau," rief er, „Sie sind ein großer Astronom, aber diesen Stern habe ich zuerst entdeckt! Frau Lucie soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!"

Lucie war der strahlende Mittelpunkt der hier versammelten kleinen Menschenwelt; sie fühlte es mit Entzücken. In ihren Adern glühte das Blut, in ihrer Seele war ein tief innerliches Jauchzen, in ihren Nerven ein süßes Sehnen, über dem von ferne, von ferne wie ein Traum die Ahnung einstiger Gewährung schwebte. War es das Bewußtsein, daß sie die vergötterte Frau eines Mannes geworden war, den sie verehrte? Vielleicht. Aber sie konnte jetzt, wollte jetzt darüber nicht nachdenken

— sie war wie im Rausch, und über den Rausch denkt man erst nach, wenn er vorüber ist.

Sie erhob das Glas und streckte den Arm über den Tisch zu Klemens hinüber. Der weite Aermel schob sich zurück; bis an das Ellbogengelenk entblößt lag der prachtvolle weiße Arm auf dem weißen Tafeltuch.

„Komm," rief sie, „stoß mit mir an, daß es Dir gut ergehe im alten Heidelberg, Du junges Blut!"

Ihre leuchtenden Augen lagen wie die Sonne auf seinem Antlitz.

Verwirrt erhob er das Glas, um an das ihrige zu stoßen; es zitterte in seiner Hand, der Doctor hatte es bis an den Rand gefüllt, eine Champagner-Welle floß über und auf Luciens Handgelenk.

„O, ich bitte um Verzeihung," murmelte er, indem er hastig nach der Serviette griff, um ihr die Hand zu trocknen. Lucie aber setzte ihr Glas aus der Hand und hielt lachend die Serviette fest.

„Pfui doch!" sagte sie, „so etwas trocknet man mit den Lippen."

Glühend wie eine rothe Rose stand Klemens von seinem Sessel auf, hob vorsichtig ihre Hand in beiden Händen empor und sog mit den Lippen die perlenden Schaumtropfen von dem weißen schlanken Handgelenk.

Die ganze Tischgesellschaft hatte dem eigenthümlichen Schauspiele zugesehen, jetzt klatschte der Doctor laut in die Hände; „Bravo," rief er, „bravo! Frau Lucie zähmt die Gebrüder Doppnau! Erst den großen, und jetzt auch den kleinen!"

Der Professor aber wandte sich zu ihr und drückte ihr unter dem Tische die Hand.

„O Du Engel," sagte er leise und zärtlich, „ich verstehe Dich und ich danke Dir."

Hatte er ihr vielleicht die Hand zu stark gepreßt? Bei seinem „ich verstehe Dich“ war etwas wie der Hauch eines Schattens über Luciens Gesicht gehuscht.

Die Mahlzeit war beendigt, man erhob sich, um in den anstoßenden Gemächern den Kaffee zu nehmen.

Die Gespräche wurden ruhiger.

Nach einiger Zeit trat Klemens an den Bruder heran. Es war beschlossen, daß er unmittelbar nach der Hochzeit nach Heidelberg abreisen sollte — in einer Stunde ging der Zug. Er kam, um dem Bruder lebewohl zu sagen; es war das erste mal im Leben, daß beide sich auf längere Zeit von einander trennten.

Mitten in aller Freude griff dem Professor der Schmerz in das Herz, als er die dunklen Augen des Jünglings in tiefer Wehmuth auf sich gerichtet sah. Er umschlang ihn mit beiden Armen und die Brüder lagen sich einen Augenblick schweigend Brust an Brust.

„Mein Junge, mein alter Junge,“ sagte der Professor, „Du weißt ja, daß da, wo Dein Bruder ist, Du eine Heimath hast, und daß es immer die alte Heimath ist, und daß es immer so ist wie es früher war. Nicht wahr? Das weißt Du? Das weißt Du?“

Klemens nickte stumm.

Der Professor wandte sich zu Lucie um; sie trat heran; während dessen zogen sich die Gäste, um den ernsten Vorgang nicht zu stören, in das Nebenzimmer zurück.

Der Professor legte den rechten Arm um Lucie, den linken Arm um Klemens' Schultern.

„Lucie, mein geliebtes Weib,“ sagte er, „ich habe Dir zu danken, Du hast mir heute meinen Bruder wiedergegeben. Er weiß, daß er zu uns gehört, er hat es mir gesagt, er wird sich nicht wieder verlieren. Ihr seid jetzt Bruder und Schwester; Ihr seid so weit auseinander ge-

wesen, kommt, zeigt mir, daß Ihr jetzt um so näher bei einander seid, gebt Euch einen Kuß."

Als er dies gesprochen hatte, fühlte er, wie die beiden Menschen, auf denen seine Arme ruhten, zu gleicher Zeit zusammenzuckten. Klemens senkte in lautloser Befangenheit das Haupt; zitternd drängte sich Lucie an ihren Gatten.

„Das mußt Du nicht verlangen," flüsterte sie kaum hörbar in sein Ohr, „das nicht."

Doppnau's Gesicht umwölkte sich.

„Habe ich Dich denn so falsch verstanden?" wandte er sich halblaut an Lucie, „ich glaubte, Du hättest Dich überzeugt, daß er Dich nicht hat kränken wollen und hättest ihm alles verziehen?"

Lucie gab keinen Laut von sich — was sollte sie auf solche Frage antworten?

Eine Pause entstand; kopfschüttelnd betrachtete Doppnau die beiden, die von einander abgewandt, rathlos gesenkten Hauptes standen.

„Kommt doch," sagte er dann laut, „wenn Ihr mir nicht die schönste Stunde meines Lebens verderben wollt, so zeigt mir, daß zwischen Euch Friede und Freundschaft ist, gebt Euch einen Kuß."

Nun warf Lucie das Haupt in den Nacken und trat einen halben Schritt auf Klemens zu. „Also komm," hauchte sie. Noch immer zögerte Klemens.

„Klemens!" mahnte der Professor. Ein Schauer ging dem Jüngling über den Leib, er trat auf Lucie zu und legte beide Hände um ihren Leib. Zuerst so leise, daß er sie kaum berührte, dann stärker, dann drückte er sie an seine Brust. Er hörte das leise Knistern ihres Gewandes an seiner Brust, es überkam ihn wie ein Taumel, wie ein Rauschen des Meeres, der süße Duft, den er ge-

athmet hatte, als er den Brief erbrach, umströmte ihn wie ein laues Gewölk.

Todtenblaß waren ihrer beider Gesichter; ihre Lippen senkten sich auf einander, dann wandten sie gleichzeitig das Haupt und traten zurück.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks gewesen; mit einer letzten leidenschaftlichen Umarmung stürzte Klemens auf den Bruder zu; dann schloß sich die Thür hinter ihm.

Doppnau lachte laut und zufrieden.

„Na, war es denn nun so schrecklich? fragte er, indem er Lucie in die Arme schloß.

Sie gab keine Antwort, sie blickte nicht zu ihm auf, sie zitterte am ganzen Leibe.

Nach den Erregungen dieser letzten Stunden wirkte die tiefe Ruhe und Stille, welche die jungen Eheleute auf der einsamen Sternwarte empfing, wohlthätig und erquickend. Man befand sich in der zweiten Hälfte des Oktobers, aber die Tage waren noch schön, und der Herbst kleidete die Landschaft in prächtige Farben. Lucie richtete ihre Zimmer im oberen Stockwerke ein und nachdem sie die tausend Sachen und Sächelchen, die ihre Umgebung bildeten, untergebracht hatte, machte sie sich daran, dem ganzen Hause, welches junggesellenmäßig öde und verwahrlost aussah, Häuslichkeit und Behaglichkeit zu verleihen. Flure und Treppen wurden mit Teppich-Läufern belegt, an den kahlen Flur-Fenstern Gardinen angebracht, Hängelampen an den Decken befestigt.

Endlich wagte sie sich bis in die Gemächer ihres Mannes, um zu sehen, was sich diesen Gutes anthun ließe; aber sie zog sich von solchen Versuchen wieder zu-

rück, als sie bemerkte, wie wenig dem Professor damit gedient war. In seinem Arbeitsraum sollte alles genau so bleiben, wie es gewesen war; kein Stück durfte umgestellt, kein Fetzen Tuch neu angenagelt werden; schon das Gehen und Klopfen, das der Tapezier auf dem Flur verursacht hatte, war ihm lästig gewesen. Lucie beschied sich, aber sie that es nicht gern; sie fand, daß es ungepflegt bei ihm aussah und überlegte, daß es überhaupt für die Bedürfnisse des Haushalts zweckmäßiger wäre, wenn sein Arbeitszimmer im oberen Stock läge. Der einzige Salon, in dem sie unter Umständen Gäste empfangen konnte, war durch ihn in Beschlag genommen und für die Geselligkeit unmöglich gemacht.

Vorläufig freilich sah es mit der Geselligkeit noch sehr dürftig aus, und es war auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß es in absehbarer Zeit anders damit werden würde. Der Professor hatte seine Arbeit und seine Bücher und brauchte keine Menschen; Lucie war lediglich auf den Professor angewiesen. Allbachs waren zu den Eltern Annas gereist und sollten erst im November zurückkehren.

Zunächst empfand Lucie die Einsamkeit nicht gerade lästig. Die Neuheit ihres Zustandes gab ihr Beschäftigung, sie hatte den schönen ausgedehnten Garten, in dem sich in dieser Jahreszeit freilich nicht mehr viel thun ließ, für welchen sie aber, sobald es Frühling sein würde, alle möglichen Pläne schmiedete. Dazu kam der herrliche Blick von der Plattform, den sie täglich mehrmals mit immer neuer Freude genoß, und endlich hatte sie noch einige unaufgeschnittene englische und französische Romane auf ihrem Zimmer, zu denen sich schlimmstenfalls flüchten ließ.

Der Professor widmete sich ihr mit Eifer, beinah mit Anstrengung. Er ging mit ihr im Garten auf und ab,

er saß mit ihr auf der Plattform, und Nachmittags nach dem Essen setzte er den runden Filzhut auf, hing eine Botanisirtrommel um und führte sie in den Wäldern spazieren. Lucie verstand nichts von Botanik; umsomehr Gelegenheit für ihn, sie darin zu unterrichten. Die Spaziergänge wurden zu Wander-Vorträgen.

Anfänglich staunte sie über die Unerschöpflichkeit der Natur und das allumfassende Wissen ihres Mannes. Jede Fichtennadel gewann Bedeutung, jedes Sandkorn wurde ihr lebendig. Dann regte sich verstohlen die Sehnsucht, daß die Natur weniger unerschöpflich sein möchte, damit sie einmal ein Ende der unaufhörlichen Belehrung absähe, und schließlich ging sie zu den Spaziergängen mit dem Gefühl eines Schulmädchens, das tagaus tagein denselben Weg zur Schule trottet — sie wurden ihr langweilig.

Der wenigst angenehme Theil des Tages waren die Abendstunden. Beide Gatten saßen sich nach dem Abendessen ziemlich wortkarg gegenüber. Doppnau besaß keine Gabe für die Unterhaltung und Lucie getraute sich nicht recht heraus. Ueber wissenschaftliche Dinge wagte sie nicht mit ihm zu sprechen, und alles andere erschien ihr ihm gegenüber so unbedeutend. Für Literatur hatte er ja leider kein Interesse. Sie hatte einmal den Versuch gemacht, ihn dazu zu bekehren und aus ihrer kleinen Bücherei Göthes Gedichte hervorgeholt. „Da,“ sagte sie, indem sie das Gedicht an den Mond aufschlug und ihm das Buch hinschob, „lies mir das einmal vor.“

„Aber wozu denn?“ erwiderte er, indem er das Buch zurückschob, „Du kannst es ja sicherlich auswendig.“

Aber sie bestand darauf; es wäre so schön und sie höre es so gern.

Er sträubte sich darauf noch etwas, dann wurde er

roth wie ein Schuljunge und mit einem verlegenen Lächeln ergriff er schließlich das Buch.

Er hatte die erste Strophe kaum zu Ende gelesen, als Lucie ihm das Buch aus der Hand riß.

„Hör' auf," rief sie, „Du verdirbst mir das ganze Gedicht!"

Er hatte die Verse wirklich trostlos abgeleiert. Doppnau lachte, aber der Aerger klang durch sein Lachen hindurch.

„So sind die Frauen," sagte er, „immer inkonsequent; ich hatte Dir ja gesagt, daß das nicht für mich wäre."

Seitdem gab sie weitere Versuche in dieser Richtung auf. Sie hatte Göthe erwählt, weil das ihrer Meinung nach der einzige Dichter war, den die Männer der Wissenschaft noch gelten ließen — wie würden ihre modernen Lieblinge erst weggekommen sein.

Von da an trat eine schweigende Vereinbarung zwischen ihnen ein, daß, wenn das Abendessen beendigt war, jeder der Gatten ein Buch für sich nahm und daß sie lesend eine oder zwei Stunden bei der gemeinsamen Lampe saßen.

Mit den ersten Tagen des November meldete sich der Winter in Gestalt des ersten Schneefalls an. Es war nur eine leichte Decke, die sich über Höhen und Tiefen breitete und der Landschaft einen neuen Reiz verlieh, der Lucie entzückte; kurze Zeit darauf hing er in glitzernde Tropfen verwandelt an Sträuchern und Bäumen.

Acht Tage später aber wurde es wirklicher ernsthafter Winter. Ein eisiger trockner Wind machte die Erde im Frost erstarren und blies alles, was von verkrümmten, verkümmerten Blättern noch an den Bäumen hing, herunter, dann kam ein mächtiger dichtflockiger Schneesturm, und diesmal blieb der Schnee liegen.

Als Lucie eines Morgens zum Fenster hinausblickte, sah sie die Fichtenkronen im nahen Walde mit schweren weißen Haufen belastet und rings um das Haus eine glatte weiße Fläche.

Zuerst schlug sie bei dem blendenden Anblick vergnügt wie ein Kind in die Hände — dann bekam sie einen Schreck. Man war ja völlig eingeschneit hier oben, und konnte keinen Schritt mehr aus dem Hause thun? Doppnau, dem sie ihre Noth klagte, lächelte sie schmunzelnd an und meinte, daran müsse sie sich nun eben gewöhnen, das wäre hier im Winter nicht anders.

Lucie schlug abermals die Hände zusammen.

„Aber was soll man denn nun machen?" rief sie.

Er sah sie an, als verstände er sie nicht. „Wieso? Was man machen soll?"

„Nun ja, wenn man abgeschieden ist von aller Welt?"

„Sehr einfach," entgegnete er, „man arbeitet."

Sie zuckte mit den Achseln. „Du denkst an Dich," sagte sie.

Er schaute sie prüfend von der Seite an. „Ich denke, im Wörterbuch der Frau steht das Wort Arbeit auch," meinte er, „und beschäftigen kann sich eine Frau auch?"

Er sprach etwas gedehnt; Lucie fühlte sich zur Rede gestellt, geschulmeistert; die Röthe der Ungeduld stieg ihr in die Stirn.

„Ich bin Dir sehr dankbar für Deine guten Lehren," sagte sie mit einem kurzen Lachen, „aber man kann nicht den ganzen Tag kochen, waschen, stricken und sticken."

„Man kann auch lesen," gab er kurz zur Antwort.

„Man kann auch nicht immer lesen," erklärte sie, man muß als Mensch mit Menschen verkehren."

Der Professor strich sich durch den Bart. „Allbachs kommen ja nächstens zurück.“

„Ja, um Gotteswillen,“ rief sie, „sollen wir denn immer und immer nur mit Allbachs verkehren? Werden wir mit gar niemand anderem zusammen kommen?“

Er ging eine Zeit lang schweigend im Zimmer auf und ab.

„Vorläufig nicht,“ sagte er.

„Aber warum denn nicht?“

Er unterbrach seinen Gang, blieb vor ihr stehen und sah ihr in das ärgerlich erregte Gesicht.

„Weil ich diesen Winter zu arbeiten habe, viel zu arbeiten, und weil das in erster Linie kommt; ich hoffe, daß wir darüber einig sind?“

Er hatte mit scharfer Betonung gesprochen; Lucie wandte sich ab und erwiderte nichts.

Doppnau ging in sein Arbeitszimmer und blieb gedankenvoll an seinem Schreibtische stehen. Die düsteren Sorgen, die ihn in schlaflosen Nächten heimgesucht hatten, kehrten zurück: Die verwöhnte Frau aus der großstädtischen Welt, war sie die Gefährtin im arbeitsvollen Dasein eines einsamen Gelehrten?

Dann schob er mit energischem Ruck den Stuhl zurück und setzte sich an den Tisch; mit der flachen Hand schlug er darauf, als gäbe er sich selbst eine stumme Betheuerung; mochte es kommen, wie es wollte, hier war sein Reich, und daran sollte ihm niemand rühren!

Er schob die Papiere zurecht; ihr Rauschen und Knistern tönte ihm wie eine bekannte Stimme; seine Arbeit sprach zu ihm und sie war mit ihm zufrieden. Er hatte für sie gekämpft und gesiegt; er hatte sich den Winter erobert und nun konnte er arbeiten, arbeiten, arbeiten.

Dieser Gedanke gab ihm die Seelenruhe wieder und

stimmte ihn schließlich ganz heiter. Nun brauchte er nicht mehr auf der Plattform zu sitzen und nach Unterhaltungsstoffen zu suchen, nicht mehr im Walde spazieren zu gehen und über Botanik Vorträge zu halten, während er an Ekliptik und Parallaxen dachte.

Ein ganzer Haufe von Thätigkeit lag vor ihm: neben seinen täglich fortlaufenden Beobachtungen und Aufzeichnungen wollte er neue Sonnentafeln entwerfen, zur Vervollständigung der vorhandenen Himmels-Atlanten neue Sternkarten zeichnen, dazu Aufsätze für verschiedene Astronomische Jahrbücher schreiben und mit beinah lüsterner Vorfreude tasteten seine Gedanken bereits an einem großen allgemeinen Werke herum, in dem er die Sonne in Bezug auf ihre stoffliche Zusammensetzung, ihren Umfang, ihre Bewegung und ihr Verhältniß zum Weltraum umfassend darzustellen beabsichtigte.

Zu dem Allen gehört Zeit und Ruhe, aber Gott sei Dank, er hatte ja nun beides. Seine Nerven waren durch die letztvergangenen Monate tiefer erregt worden, als er es anfänglich geglaubt hatte; er spürte das an manchen äußeren Anzeichen — jetzt sollten sie durch regelmäßige Arbeit wieder in Ordnung gebracht werden. Und so puppte er sich in Arbeit und Behaglichkeit wie eine Raupe in ihrem Gehäuse ein.

Anders war es mit Lucie bestellt.

Mit Mühe und Noth hatte sie sich in unmittelbarer Nähe des Hauses und auf den nächsten Wegen des Gartens den dicken Schnee zur Seite fegen lassen, so daß eine Wandelbahn entstanden war, auf der sie wenigstens einige Schritte ins Freie thun konnte. Sie benutzte die kärgliche Freiheit, so oft sie vermochte, aber schließlich mußte sie doch immer wieder ins Haus zurück und dieses Haus gähnte sie an.

So spät wie möglich stand sie des Morgens auf, um dem Tag nur nicht zu früh ins Antlitz blicken zu müssen; sie wußte ja, daß es genau so aussehen würde wie das des vorigen. Doppnau war dann schon lange aus den Federn, hatte sein Frühstück genommen und saß bereits seit Stunden an der Arbeit.

Zum Mittagessen sahen sich die Gatten zum ersten mal, denn sie fühlte, daß sie dem Professor kaum einen Gefallen bereitet hätte, wenn sie ihn Vormittags in seinem Zimmer aufsuchte und begrüßte.

Doppnau brach alsdann aus seinem Zimmer hervor, begrüßte Lucie mit einem Kusse, und setzte sich mit ihr zu Tisch. Wohlwollend erkundigte er sich nach ihrem Befinden, ob sie die Nacht gut geschlafen hätte — aber er brachte seine Arbeit im Kopfe mit, sie verließ ihn keinen Augenblick, und beinah mechanisch aß er hinunter, was Lucie ihm vorsetzte.

Wie für alle feineren Genüsse des Lebens, hatte Lucie auch für Speise und Trank einen entwickelten Sinn, daher betrübte es sie, daß ihre Kochkünste so achtlose Aufnahme fanden. Wenn sie ihrem Mann täglich Rindfleisch mit Brühkartoffeln vorgesetzt hätte, er würde kaum bemerkt haben, das er immer dasselbe aß.

Es giebt für eine Frau kaum etwas schrecklicheres als einen ganz bedürfnißlosen Mann; für das, was sie liebt, muß die Frau sorgen können. —

Der Haushalt, den Lucie zu führen hatte, war an sich nicht groß; nun wurde die Beschäftigung mit demselben natürlich noch geringfügiger.

Sie hatte sich im Stillen so darauf gefreut, sich so viel hübsche kleine Augenblicke warmer häuslicher Thätigkeit davon versprochen. Als sie die schönen ungepflegten Räume das erste mal gesehen, hatte ihre Phantasie ihr

ein Bild vorgezaubert, wie sie das ganze Haus umschaffen, mit dem weiblichen Sinn der Behaglichkeit erfüllen, wie sie es aus einer Behausung in ein Heim verwandeln wollte — und aus dem Allen sollte nun nichts werden.

Schüchtern hatte sie einmal während des Mittagsessens bei ihrem Manne anzurühren gewagt, wie es wäre, wenn er sein Arbeitszimmer nach oben verlegte? Doppnau aber war geradezu entsetzt vor diesem Vorschlage zurückgeprallt.

Jetzt, wo er seine Sternkarten aufgenagelt hatte, umziehen? Der Gedanke war gräßlich an sich, aber jetzt vollständig unmöglich! Als er Luciens üble Laune bemerkte, faßte er beschwichtigend ihre Hand: „Meinetwegen wollen wir es zum Frühjahr noch überlegen, aber nur jetzt laß mich mit solchen Geschichten in Ruhe. Uebrigens," fuhr er nach einer Zeit fort, „können wir die Sache dann zum Frühjahr so einrichten, daß wir ganz und gar mit den Stockwerken tauschen; Du wohnst und schläfst hier unten, ich oben; bist Du einverstanden damit?"

Lucie blickte lächelnd auf ihren Teller.

„Gewiß," sagte sie, „auf die Art bist Du vor mir am sichersten."

So blieb denn nichts übrig, als auf das einsame Zimmer hinaufzugehen und die Romane aufzuschneiden, die unaufgeschnitten dort oben lagen. Wenn sie dann so in dem behaglichen Raume, im bequemen Lehnstuhl am Fenster saß, überlegte sie wohl, daß es jetzt gerade wieder so war, wie vor ihrer Verheirathung; nur, daß sich die Tante in ihren Mann verwandelt hatte.

Ueber die Seiten des Buches, in dem sie las, gingen ihre Blicke in die verschneiete Landschaft hinaus, und die Oede, welche draußen lastete, zog hinein in ihr Zimmer und in ihr Gemüth, und es ward darin öde, dumpf und

leer. Ueber ihrem Leben stand, wie mit großen, grauen Buchstaben ein Wort geschrieben, ein häßliches Wort: Langeweile.

Nachdem die Romane ausgelesen waren, griff sie wieder nach ihren alten Büchern und dabei fiel ihr das schreckliche Stück wieder in die Hände „Die Gespenster". Noch einmal las sie die schauerlichen Worte des Schlusses: „gieb mir die Sonne". Einst hatte sie geglaubt, er würde sie ihr geben — war es geschehen? Sie fühlte, daß die Wissenschaft kalte Hände hat, und daß die Gaben, die aus diesen Händen kommen, nicht für das Herz bestimmt sind.

Allbachs waren von ihrer Reise zurückgekehrt, und weiß wie ein Schneemann trat Frau Anna eines schönen Tages bei Frau Lucie ein.

Sie hatte die Freundin seit der Hochzeit nicht gesehen und stürzte nun, strotzend von Lebensfreudigkeit, mit einem Schwall neugierig wohlgemeinter Fragen über Lucie her. Lucie beantwortete sie so gut es ging; aber ihr war nicht wohl dabei: Sie fühlte das Unbehagen der feineren Natur, die sich mit ihren Leiden der gröberen, gesunden nicht verständlich machen kann.

„Na und Dein Mann?" fragte Anna, „bis über die Ohren in der Arbeit, nicht wahr?"

Lucie nickte stumm.

„Das hab' ich mir gedacht," sagte Anna, „es ist nur ein Glück für den Mann, daß er eine so bedeutende Frau bekommen hat; spricht er oft mit Dir von seinen Arbeiten?"

„Nicht sehr viel," entgegnete Lucie, der es widerstrebte, zu sagen, daß Doppnau nie ein Wort zu ihr über sein Schaffen verlor.

„Das muß Dich nicht grämen," meinte Anna, „so

sind die Gelehrten; Allbach erzählt mir auch nicht viel von seinen Patienten."

Sie blickte im Zimmer umher. „Wie das wieder reizend und gemüthlich bei Dir ist!" sagte sie, „was liesest Du denn da?"

Sie hatte das aufgeschlagene Buch vom Tische aufgenommen und ließ es fallen. „Dante's Hölle? Aber Lucie?"

Lucie lachte unwillkürlich über das Entsetzen auf, das sich in ihren Zügen malte; dann ging ein Schatten über ihr Gesicht.

„Ich habe gefunden," sagte sie, „daß Dante bei all' seiner Phantasie doch etwas ausgelassen hat."

Anna sah sie stumm erstaunt an.

„Er hätte einen Kreis schildern müssen," fuhr Lucie fort, „in dem die Verdammten nichts weiter thun, als sich langweilen — das wäre die allerschlimmste Höllenstrafe gewesen."

Sie klappte das Buch zu und lachte laut. Frau Anna fand, daß ihr Lachen eigentlich nicht hübsch klang.

Dieser erste Besuch Annas blieb für längere Zeit ihr letzter. Der fußtiefe Schnee, der nicht wankte noch wich, lag wie eine trennende Schranke zwischen den beiden fern von einander belegenen Wohnungen; Doppnau zeigte immer weniger Bedürfniß nach geselligem Verkehr und Doktor Allbach ging von der Ansicht aus, daß man junge Eheleute nicht zu oft durch Besuch stören dürfte.

„Endlich ein Brief von Klemens," sagte der Professor eines Tages, als er zum Mittagessen aus seinem Zimmer trat. Es war das erste Mal, daß der Name wiedergenannt wurde.

„Kommt er zu Weihnachten?" fragte Lucie.

„Nein," erwiderte Doppnau, in dem Briefe lesend,

„er will uns zu den Pfingsttagen besuchen.“ Dann lächelte er. „Sieh, sieh,“ sagte er, „der Junge wird immer menschlicher, er bittet, daß wir ihm als Weihnachtsgeschenk unsere Bilder schicken.“

„Unsere?“ fragte Lucie etwas gedehnt.

„Ja, ja,“ versicherte der Professor, „und er läßt Dich auch grüßem.“

„Sehr gnädig,“ meinte Lucie mit einem leichten Lächeln.

„Ich muß wirklich überlegen,“ sagte Doppnau, „ich glaube, mein letztes Bild ist vor fünf Jahren gemacht; aber Du hast Dich ja nach unserer Verlobung photographiren lassen; ein reizendes Bild, willst Du ihm das schicken?“

„Gewiß,“ erwiderte sie, „aber komm jetzt, die Suppe wird kalt.“

Sie hatte in gleichgültigem Tone gesprochen; als sie nun aber auf ihrem Zimmer droben den Kasten öffnete, in dem die Photographien lagen, empfand sie ein eigenthümliches Behagen. Die Bilder, auf denen sie munter und keck in die Welt hinausblickte, sahen ziemlich eines wie das andere aus; dennoch wählte sie lange, bis sie sich entschied und nachdem sie endlich gewählt hatte, hielt sie das Bild sinnend in der Hand.

Wenn man sie gefragt hätte, ob sie während dieser letzten Wochen an Klemens gedacht, sie würde es kaum gewußt haben. Jetzt aber kam ihr die Erinnerung an jenen Augenblick nach dem Hochzeitsmahl zurück, an jenen merkwürdigen Augenblick; und wie die Vorgänge jener Stunde in ihren Einzelheiten vor ihrer Seele wieder auftauchten, fühlte sie, wie eine schwüle Gluth aus ihrem Innern bis in ihre Wangen emporstieg, und heiß erröthet, als ob hundert fremde Augen auf sie blickten, saß sie in

ihrem einsamen Welt-fernen Zimmer. Sie hielt das Bild unabläßig in Händen und unwillkürlich malte sie sich den Augenblick aus, wenn er es in die seinigen nehmen und die Augen darauf richten würde. Ob er sie wieder mit jenem düsteren Blicke des Hasses anschauen würde wie damals? Seltsam, daß ihre Gedanken immer und immer wieder zu jenem Augenblick zurückkehren mußten und doppelt seltsam, daß sie bei der Erinnerung immer wieder denselben unheimlich-süßen Schauer durch ihre Nerven rieseln fühlte.

War es ihr doch gewesen, als ob ihr ganzer Leib in eine Fluth getaucht würde, von der sie nicht sagen konnte, ob sie heiß oder kalt war, von der sie nur empfand, daß sie darin eingehüllt war von Kopf bis zu den Füßen wie in einem umstrickenden Wirbel.

Wäre es Liebe gewesen, die aus diesem Blicke auf sie niederströmte, so hätte sie die wollüstige Wärme ja begriffen, die er in ihr weckte — aber so — konnte man sich denn am Haß sonnen?

Aber dann der Blick, den sie über die Tafel hin beim Hochzeitsmahle erhascht hatte. Und dann endlich jener letzte geheimnißvolle Augenblick, von dem sie sich jetzt fragte, ob sie ihn wirklch erlebt hätte, jenes bewußtlose Zittern, als sie fühlte, wie seine Hände sich um ihren Leib legten, und seine Lippen die ihrigen berührten. Wie anders war das gewesen, als jetzt, wenn Doppnau sie küßte! Wie anders!

Bei den Küssen ihres Mannes fühlte sie kaum dessen Mund, nur seinen harten Bart, der ihr in die Haut stach; in Klemens' Berührung war etwas so Weiches gewesen, etwas so Sprödes und unbewußt Verlangendes; — sein Hauch war zu ihr hinübergeweht, rein und kühl wie die Luft, die durch den knospenden Frühlingswald geht, und

wie er sie fester und fester an sich gepreßt hatte, war es ihr gewesen, als hielte sie ein marmornes Götterbild in den Armen, das allmählich zum Leben erwachte.

Sie schüttelte das Haupt, steckte die Photographie in ein Couvert und ging zu ihrem Mann hinunter.

„Hier," sagte sie, „die kannst Du ihm schicken, und wenn Du ihm schreibst —"

„Soll ich ihn von Dir grüßen?" fragte er.

„Ja," sagte sie kurz. Sie trat an die Bücher-Regale und musterte mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Titel der Bücher.

~~~~~~

Zum Weihnachtsfest bot sich für Lucie die Gelegenheit, dem Professor klar zu machen, daß es nöthig sei, sein Arbeitszimmer nach oben und die Gesellschaftsräume nach unten zu verlegen. Sie hatte einen Weihnachtsbaum besorgt und stellte denselben in ihren Zimmern auf. Die Zimmer aber waren so viel niedriger als die im unteren Stock, daß sie ein beträchtliches Stück von dem schönen Baum absägen mußte.

Sie machte ihn auf „diesen Fingerzeig der Natur" aufmerksam und Doppnau versprach ihr lachend als Weihnachtsgeschenk, daß, sobald er mit seinen Sternkarten fertig sein würde, und spätestens zum kommenden Frühjahr die Verlegung der Räume nach ihrem Wunsche stattfinden sollte.

Das Fest ging im Uebrigen ziemlich ruhig vorüber; die einzige Aufregung, die es dem Professor brachte, bestand darin, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, was er seiner Frau schenken sollte.

Er hatte keine Ahnung von ihren Wünschen und Bedürfnissen und natürlich auch keine Zeit, um allzulange
~~~~~~

darüber nachzudenken. In seiner Noth flüchtete er schließlich zu Frau Allbach, und mit deren Hülfe kam dann ein Kleiderstoff für den nächsten Sommer, ein Paar niedlich gestickte Morgenschuhe und der Stoff zu einem Thür-Vorhange zu stande. Im letzten Augenblick fügte der Professor noch Rankes Weltgeschichte hinzu.

Lucie war in Bezug auf ihren Mann in nicht geringerer Rathlosigkeit; auf seinem Platze erschien am Abende der Bescheerung ein gefütterter Schlafrock, ein Fußteppich vor den Schreibtisch, eine neue Studirlampe und gleichfalls ein Paar Morgenschuhe.

Am ersten Feiertage waren Doppnaus bei Allbachs am zweiten Allbachs bei Doppnaus.

Der Professor unterhielt sich mit dem Doctor über seine Arbeiten; Frau Anna strickte, Lucie stickte, und wenn sie merkte, daß ihr das Gähnen kam, bot sie der Freundin Süßigkeiten und Pfefferkuchen an und steckte selbst Pfefferkuchen in den Mund. Es wurde auf diese Weise viel Pfefferkuchen gegessen.

Das Fest war vorüber, und wie es vor Weihnachten gewesen war, so wurde es nach Weihnachten wieder. Der Winter schritt dahin, von Woche zu Woche, ohne Hast und ohne Rast, und während er dem Professor wie ein Wunderthäter vorüberging, der ihm schweigend eine Gabe nach der andern in den Schooß legte, sah das Weib des Professors in ihm einen greisenhaften Bettler, vor dessen ödem Angesicht ihr graute und dessen schlurfender Schritt ihr Entsetzen einflößte.

Endlich aber ward es Frühling; die Wärme, die so lange der Kälte das Feld hatte räumen müssen, machte ihre Rechte energisch geltend und mit frühlingsrauschendem

Besen fegte sie den verhaßten Winter vom Erdboden hinweg.

Einem warmen April folgte ein heißer Mai, und als der Juni anbrach, lag sommerliche Gluth über Stadt und Land. Für Alle, welche zu Pfingsten hinausfuhren, war heißes Reisewetter. Darum wählte Klemens zu seiner Fahrt die Nacht. Er berechnete, daß er dann in den ersten Nachmittagsstunden auf der Sternwarte eintreffen würde. Angekündigt hatte er sein Kommen ja bereits im Winter; einer nochmaligen brieflichen Anmeldung hielt er sich, in Uebereinstimmung mit seiner Brief-Faulheit für überhoben.

Als er sich auf der Bank im Eisenbahn-Coupé ausstreckte und den Sommer-Mantel, den er über den Arm getragen hatte, unter den Kopf schob, fühlte er einen leichten Druck. In der Brusttasche des Mantels, in dem er seine Reise nach Heidelberg gemacht und den er seitdem nicht mehr angelegt hatte, mußte etwas stecken. Er griff in die Tasche und zog eine ganz vertrocknete, hart gewordene Rose hervor; am Stiele derselben befand sich noch ein Ueberbleibsel von Silber-Papier, das sich jetzt ablöste. Wo kam denn die her? Konnte er sich doch gar nicht besinnen — endlich fiel es ihm ein. Es war ja die Rose, die Lucie ihm damals über den Tisch zugeworfen hatte. Er erinnerte sich, wie er die Blume während der ganzen Zeit nachher in der geschlossenen Hand gehalten und dann beim Weggehen in die Brusttasche seines Mantels gesteckt hatte — dort hatte sie bis heute geschlummert und heut erstand sie wieder auf.

Eine zeitlang drehte er die vertrocknete Blume gedankenlos zwischen den Fingern, dann erhob er sich, um sie hinauszuwerfen. Das Coupé-Fenster sperrte sich, als er es hinunterlassen wollte, er mußte mit beiden Händen

zugreifen und nahm währenddem den Stengel zwischen die Lippen. Nun däuchte ihm, als ginge von den vertrockneten Blättern ein leiser, letzter Duft aus — konnte das sein? Er prüfte genauer — und wirklich — es war kein Blumengeruch mehr, sondern ein anderer, der Duft, den er geathmet hatte, als er Luciens Brief geöffnet, und der ihn angeweht hatte, aus ihrem Kleide — damals — nach dem Hochzeitsmahle — als er sie —

Er zog das Fenster wieder hinauf; die Rose ward nicht hinausgeworfen, er verschränkte die Finger über ihr und legte sich wieder nieder.

Und als er nun so mit geschlossenen Augen durch die laue Sommernacht dahinfuhr, war es ihm, als verwandelte sich das einförmige Klappern der Räder in ein weiches, leises, unabläßiges Rauschen, als umwehte ihn fortwährend der feine, berauschende Duft und als bewegte sich in weiter Ferne vor ihm etwas Weißes, Knisterndes — halb wie ein Schwanenfittig anzusehen und halb wie ein bräutliches Frauengewand.

Wachte er? Träumte er? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie er dem weißen Gewölk näher und näher rückte und fühlte nur in seinen Adern den heißen schweren Schlag seines Blutes.

Vom Bahnhofe, an dem er um 3 Uhr Nachmittags anlangte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach der Sternwarte. Ueberraschend wollte er kommen, kein Wagengerassel sollte ihn verrathen; außerdem war eine fröhliche Ungeduld in ihm, die es ihm unmöglich machte, sich, nachdem er so lange gesessen, wieder in Wagenpolster zu setzen. Ein Gepäckträger sollte im Laufe des Nachmittags seinen kleinen Handkoffer hinaufbefördern. So schritt er, das Herz ganz erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, den altbekannten Weg zwischen den Anlagen dahin. Büsche

und Bäume standen regungslos in der schwülen brütenden Mittags-Sonne, geflügelte Käfer schwammen in der weichen Luft; die ahnungsvolle Stille des Sommer-Mittags, in der man das leise Jauchzen des Erd-Innern aus unendlicher Tiefe zu vernehmen glaubt, lag über die Fluren gebreitet.

Mit geräuschlosem Druck öffnete Klemens die Gitterpforte — und da lag er vor ihm, der schöne, geliebte schattenreiche Garten — noch einige hastige Schritte — und da war es, das Heimathshaus, das mit den freundlichen Fenstern wie ein theures vertrautes Antlitz auf ihn niederblickte.

Kein Laut regte sich in dem Gebäude, mittägliche Ruhe, so schien es, umfing alle Insassen.

Mit zwei Sprüngen war er die Stufen zur Eingangs-Pforte hinauf und nun stand er klopfenden Herzens auf dem Flur, vor der Thür zum Arbeitszimmer des Bruders.

Offenbar hielt der Professor Mittagsrast; er wollte ihn nicht zu hastig stören; vorsichtig drückte er die Klinke nieder, zog die Thür auf — und mit weitgeöffneten Augen blieb er auf der Schwelle stehen. Einen Augenblick — dann drückte er die Thür ebenso vorsichtig wieder ins Schloß und trat zurück. Seine Brust athmete tief — flammende Röthe bedeckte sein Gesicht.

Er hatte etwas gesehen — etwas Unerwartetes, Wunderbares.

Der Raum, in den er hineingeblickt, war nicht mehr das Arbeitszimmer seines Bruders — eine Frau wohnte darin, und diese Frau hatte er gesehen — gesehen, wie er noch nie ein Weib gesehen hatte.

Auf einem Ruhebett, das gerade gegenüber der Thür vor dem Mittelfenster stand, hatte Lucie, aufgelöst im

Schlafe gelegen. Von der Hitze belästigt, hatte sie die Schuhe von den Füßen gestreift und das Kleid geöffnet, und auf ihre nackte Brust war Klemens' erster Blick gefallen.

Er hatte zurückspringen, hatte fliehen wollen — aber es hatte ihn fest gehalten wie mit Gewalt, und mit einem aus Grausen und Entzücken gemischten Gefühle hatte er das Bild des Weibes in sich aufnehmen müssen, das berückende Bild. Er hatte gesehen, wie ihr rechter Arm unter das Haupt geschoben war, so daß ihr Antlitz ihm, dem Eintretenden halb zugewendet erschien, während der linke Arm vom Lager niederhing. Und dieses Gesicht — war es nur die Wonne der Ruhe, die ihm solchen Zauber verlieh, oder hatte er früher denn keine Augen gehabt?

Mit hämmernden Schläfen schritt er im Flure auf und ab; leise, leise, indem er auf dem Teppich-Läufer ging, damit er die Schlafende nicht störe.

Was sollte er thun? Fort und zum Bruder hinauf? Das mußte er, das fühlte er. Er wandte sich zur Treppe, die in die oberen Räume führte; aber als er die Hand ans Geländer legte, blieb er stehen und blickte zu der Pforte zurück, hinter der sie lag.

War es seine Schuld gewesen, daß er sie in diesem unbewachten Augenblick geschaut? Nein. Was ihm heute der Zufall geboten, würde er es je im Leben wieder finden? wieder genießen? Nein! Nein!

Von der Treppe wandte er sich um; auf den Fußspitzen, wie ein Verbrecher, kam er den Weg zurück; an der Thür blieb er stehen, das Ohr zum Schlüsselloch gebeugt, ob er ein Geräusch, auch nur die Ahnung eines Geräusches vernehmen würde — nichts regte sich in dem Gemach — und mit fiebernder Hand ergriff er noch ein-

mal die Klinke und leise, leise, leise öffnete er noch einmal die Thür.

Sobald Klemens das erste mal die Pforte hinter sich geschlossen hatte, war die Schläferin dort drinnen erwacht. Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit, daß jemand soeben hereingeschaut hatte und dann lautlos verschwunden war? Nein, sie hatte deutlich noch gesehen, wie sich die Klinke langsam wieder hob und hatte das leise Einschnappen des Schlosses gehört. Wer konnte es gewesen sein? Ihr Mann? Oder einer von den Dienstboten? Unmöglich, die wußten, daß sie den gewohnten Schlaf nach der Mahlzeit hielt und würden sie nicht gestört haben. — Wer war es gewesen? Indem sie noch darüber nachdachte, war es ihr, als käme es draußen mit unhörbaren Schritten wieder an die Thür geschlichen; dann glaubte sie einen heißen, verhaltenen Athemzug am Schlüsselloch zu vernehmen. Sollte sie aufspringen? Das mußte sie, das fühlte sie. Aber ein unbezwingliches Verlangen, zu erfahren, wer der unbekannte Lauscher sei, hielt sie bleiern an das Lager gefesselt.

Jetzt sah sie die Klinke langsam niedergehen; ein letzter Instinkt sagte ihr, daß sie genau die vorige Stellung bewahren müsse, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie geschlafen; nur eine unmerkliche Oeffnung des geschlossenen Augenlides ließ ihr den Blick frei, den Eindringling zu erkennen. Und jählings ging ihr ein strömender Schauer vom Nacken bis in die Fußspitzen — auf der Schwelle stand Klemens, mit weit aufgethanen Augen, das ganze Gesicht bis über die Stirn, bis unter die Haare mit lodernder Gluth bedeckt.

Nun hieß es aushalten; nun hieß es, die zitternden Nerven zur Ruhe zu zwingen und das pochende Herz, da=

mit keine verrätherische Gluth in ihren Wangen aufstiege und ihm ihr Wachen verkündete.

Sie drückte die Augen fest zu; ihre ganze Willenskraft raffte sie zusammen und regungslos lag sie da, in einem Zustande dumpfer Qual und dumpfer, betäubender Lust.

Klemens stand wie gebannt auf der Schwelle; aber über den Raum hin wirkte seine Seele zu ihr hinüber; trotz der geschlossenen Augen fühlte sie, wie sein Blick auf ihr lag, sie umfaßte von Kopf bis zu Füßen, so daß ihre ganze Gestalt wie in Gluth gebadet war, und endlich fühlte sie, wie ihre Kraft zu versagen begann, wie die Gluth der Scham in heißer Welle ihre nackte Brust überströmte — sie seufzte unwillkürlich auf und bewegte sich — im nämlichen Augenblick huschte er von der Schwelle hinweg und die Thür ging lautlos ins Schloß.

Lucie setzte sich auf, drückte das heiße Gesicht in die Hände, und die krampfhafte Spannung ihrer Nerven löste sich in einem Thränenstrom auf.

Nach Verlauf einer halben Stunde klopfte es an ihre Thür.

„Lucie, bist Du munter?“ ertönte die Stimme des Professors, „wir haben Besuch bekommen.“

Sie öffnete selbst; draußen stand Doppnau, Klemens an der Hand haltend.

„Willkommen und herein!“ sagte sie, indem sie dem jungen Schwager, der gesenkten Hauptes vor ihr stand, unbefangen die Hand bot. Alle drei traten ein. „Du findest einige Veränderungen bei uns,“ wandte sie sich an Klemens, indem sie sich auf das Ruhebett setzte, auf dem sie vorhin gelegen, ich wohne jetzt hier, wie Du siehst; wirst Du nicht böse sein über solche Entweihung des Allerheiligsten?“

Klemens ließ die Augen im Zimmer umhergehen, welches unter Luciens Pflege zu einem Raum voll Anmuth und Behaglichkeit geworden war.

„Nein," sagte er, „ich finde es reizend hier."

„Aber nun sag' mir nur, warum Du uns wie ein Dieb in der Nacht überfallen mußtest," sagte der Professor, der mit übereinandergeschlagenen Beinen bequem im Lehnstuhl saß.

„Weil ich Euch überraschen wollte," entgegnete Klemens.

„Nun, das ist Dir gelungen," meinte lachend der Professor, „es ist der reine Glückszufall, daß Du nicht bei Lucien eingebrochen bist; wie bist Du denn gleich auf den Gedanken gekommen, mich da oben zu suchen? Wir hatten Dir, so viel ich weiß, nichts von dem Umzug geschrieben?"

Klemens verstummte einen Augenblick; seine Augen bohrten sich auf das Ruhebett, auf welchem Lucie saß. Voller Spannung, die sie unter einem gleichgültigen Lächeln verbarg, und nicht ohne eine gewisse grausame Neugier blickte ihn Lucie an. Was würde er sagen?

„Ja siehst Du," sagte Klemens nach einiger Zeit, indem er an den Augen des Bruders vorbeisah, „es muß die alte Gewohnheit gewesen sein, die mich wie früher dort oben hinauf trieb; und dann — vielleicht —" er sah den Bruder lächelnd an — „hatte ich mir gedacht, daß es so kommen würde."

Doppnau schlug sich lachend auf's Knie. „Das muß ich sagen," rief er, „so hast Du den Pantoffelhelden in mir vorausgeahnt?"

Luciens Augen ruhten schweigend auf Klemens, der jetzt feuerroth geworden war. Sie verstand dies Erröthen; es war das des Schuldbewußtseins.

Aber sie zürnte ihm nicht, im Gegentheil, eine ge=

heimnißvolle lüsterne Freude stand in ihrem tiefsten Innern auf: der Panzer keuscher Unnahbarkeit, der ihn dereinst umhüllte, war gesunken, zerschmolzen im Gluthhauche der erwachten Sinne; der kalte Marmor war Fleisch geworden, zugänglich für das Verlangen, zugänglich für Sünde und Schuld.

War nicht in ihrer Seele einstmals ein Sehnen gewesen, daß diese Mannes-Knospe, die sich so streng verschloß, die Blätter öffnen und ihr den Duft ihres Kelches spenden möchte? Jetzt war ihr, als klopfte ein unsichtbarer Finger an ihr tiefstes Herz und als flüsterte es da drinnen: „Die Stunde ist gekommen.“ Zwischen ihnen beiden war etwas Gemeinsames, für keinen dritten Bestimmtes, ein Geheimniß — war es bereits eine Schuld? Sie gab sich noch keine Rechenschaft darüber; als sie sich aber jetzt vom Ruhebett erhob und die mechanische Bewegung ihrer in der Seelenspannung erstarrten Glieder empfand, fühlte sie, daß eine dunkle Gewalt in ihr Leben getreten war, die sich dahin gesetzt hatte, wo vordem ihr freier Wille gewesen war und die sie treiben würde — wohin —?

„Wollen wir in den Garten gehen?“ fragte sie, zu Klemens aufblickend.

„Gern,“ erwiderte dieser. „Kommst Du mit?“ wandte er sich an den Professor.

„Geht voraus,“ antwortete Doppnau, „ich komme Euch nach.“

In stummer Befangenheit wandelten Lucie und Klemens den breiten Laubgang neben einander dahin, dann bogen sie in den engen Seitenweg, der zu den Blumen-Anlagen führte; hier blieb er hinter ihr zurück.

Lucie hatte keinen Hut aufgesetzt: sie deckte das Haupt mit dem kleinen Seiden-Schirm; Klemens, der hinter ihr herging, keinen Blick von ihr verwendend, sah, wie die

leise Luft in ihrem schönen Haar spielte, wie die volle, weiche Gestalt sich im Schreiten wiegte, fest getragen von den kleinen Füßen, die er vorhin, nur von den weißen, beinah durchsichtigen Strümpfen bedeckt, auf dem Ruhebette anmuthig übereinander gelegt gesehen hatte.

Tiefe, regungslose Stille herrschte ringsumher; das leise Rauschen ihres Kleides, das an die Hecken des Weges streifte, war das einzige Geräusch, das man vernahm. Klemens fühlte sich von einem beinah unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, dieses Kleid nur einmal mit der Hand berühren zu dürfen. Er war wie in einer Verzauberung. War das wirklich dasselbe Weib, das er einstmals gehaßt?

An einem Nelken-Beete machte Lucie halt.

„Siest Du," sagte sie zu Klemens, der an ihre Seite trat, „hier beginnt das Feld meiner Thätigkeit; es waren so wenig Blumen im Garten; ich habe alle möglichen Arten davon gepflanzt; und mit Nelken habe ich angefangen. Liebst Du Nelken auch?"

„Sehr," erwiderte er eifrig, „sehr! — und daß Du unserem Garten soviel Aufmerksamkeit zuwendest," fuhr er hastig fort, „dafür muß ich Dir ganz besonders danken; ich hatte es gar nicht erwartet, und mein Bruder hat nie Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern und ich fürchtete schon, er würde ganz verwildern, wenn ich fort wäre."

Lucie hörte ihm mit halbem Lächeln zu. Sein Lob kam so ungeschickt heraus und gerade das gefiel ihr; es war so aufrichtig. „Du solltest recht oft kommen und nachsehen, ob Du mit mir zufrieden sein darfst," sagte sie mit anmuthigem Kopfnicken.

Sie setzten ihren Weg fort.

„Aha — jetzt kommen wir an die Rosen!" rief Klemens. Sie bogen vom Wege durch eine Oeffnung

in der Hecke zur Rechten ab und umwandelten ein breitläufiges Rund, welches ringsherum mit Rosenstöcken besetzt war.

Als sie wieder in den Weg einbiegen wollten, blieb Klemens am letzten Stocke stehen.

„Da wir bei den Rosen sind, so — so möchte ich Dir doch einmal zeigen —“

Lucie, die in der Hecken-Oeffnung stand, blickte zu ihm zurück; sie sah, wie er in die Brusttasche griff. „Du wirst es kaum mehr erkennen,“ fuhr Klemens fort, indem er auf sie zutrat und einen grauen Gegenstand auf der offenen Handfläche ihr entgegenhielt.

„Was hast Du denn da?“ fragte sie, da sie das Klümpchen wirklich nicht erkannte.

Er versuchte zu lächeln, aber ein flammendes Erröthen brannte das Lächeln von seinem Antlitz fort. „Die Rose,“ brachte er stockend hervor, „die Du mir damals zugeworfen hast.“

Mit einem Griff hatte Lucie die vertrocknete Rose an sich gerissen — sie gab keinen Laut von sich, ihr war, als hätte ein elektrischer Funke ihren ganzen Leib durchzuckt.

„Die hast Du aufbewahrt?“ fragte sie mit heiserer Stimme. Dann schlug sie ein Gelächter an; aber es klang grell und kurz und kam nur aus dem Halse, nicht aus dem Herzen. „Wer wird sich an den Staub hängen?“ sagte sie und warf die verdorrte Blume seitwärts ins Gebüsch. Klemens machte eine Bewegung. „Ich werde Dir eine frische dafür geben,“ beruhigte sie ihn.

„Aber jetzt wachsen keine Rosen,“ wandte er ein.

Lucie, die sich wieder in Gang gesetzt hatte, blieb plötzlich stehen und sah ihm voll ins Gesicht. „Also komm zum Sommer wieder,“ sagte sie, „wenn die Rosen blühen.“

Sie waren aus dem schmalen Wege in einen breiten Laubgang gelangt. „Komm," wandte sich Lucie an ihn, „es ist warm, gieb mir Deinen Arm." Sie hing sich in seinen linken Arm.

Klemens hielt ihren Arm in dem seinigen, mit einer Vorsicht, als fürchtete er ihn zu zerbrechen. Lucie spürte es und lächelte vor sich hin. Sie lehnte sich auf ihn, sie fühlte, wie das Herz in seinem jungen Leibe schlug.

„Du bist müde?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nein," sagte sie. „Weshalb? bin ich Dir zu schwer?"

„O nein — nein!" entgegnete er; der abgebrochene Ton seiner Worte klang beinah wie ein Jauchzen.

Man hatte die Stelle erreicht, von wo sich der schöne Blick über Fluß und Stadt bot, den Lucie so liebte; an dieser Stelle hatte sie eine Bank anbringen lassen und hier nahm sie mit Klemens Platz. Lange saßen sie schweigend nebeneinander.

„Sieh da," sagte Klemens alsdann, indem er nach vorn zeigte, „da ist ja die alte Agave noch; das freut mich, daß ich die wiederfinde."

Lucie sah ihn von der Seite an. „Liebst Du die Agaven?" fragte sie. „Es sind doch eigentlich traurige Gewächse; ohne Duft und ohne Blüthe?"

„Sag' das nicht," rief Klemens voller Eifer, „sie treiben Blüthen! Freilich, nur einmal — und an der Blüthe sterben sie —"

„Daran sterben sie," wiederholte sie gedehnten Tons — „nun, ist das nicht ein trauriges Leben?"

„Nein," erwiderte er, „gerade das gefällt mir! Die Blüthe, die die Agave treibt, siehst Du, ist vier-, fünfmal so hoch als sie selbst, ein vollständiger Baum. Alle Kraft, die sie seit Beginn ihres Daseins gesammelt hat, setzt

sie daran und giebt sie aus — und nun es erreicht ist — was soll sie dann noch weiter leben?"

Lucie sah ihn unverwandt an, während ihm die Worte von den Lippen schossen, und sagte sich, daß sie nie einen schöneren Menschen und nie einen schöneren Ausdruck in eines Menschen Antlitz gesehen hatte. „Das nenne ich stolz gedacht," sagte sie langsam.

„Es ist auch wahr," fuhr der Jüngling fort, „solche Agave erscheint mir immer wie ein Mann, so wie ich mir einen Mann denke: er fragt nicht, ob Sommer oder Winter, gut Wetter oder böses ist, er steht für sich selbst, fühlt nur, wie die Kraft in ihm wächst und gährt, sein ganzes Leben ist ein Warten auf den einen Augenblick. Und wenn dann die Stunde gekommen ist —" Klemens breitete unwillkürlich beide Arme aus — „dann vollbringt er das Werk seines Lebens — und dann — nun er sein Werk vollbracht hat —" er ließ die Arme sinken und lächelte vor sich hin, während seine Augen blitzten.

Lucie hatte ihn mit keinem Laute unterbrochen; ihr war, als säße sie an einer Quelle und als ginge der frische Lufthauch belebend über sie hin. In dieser verständigen, vernünftigen, langweiligen Welt gab es also wirklich noch träumende, schäumende Ueberspanntheit? Die Phantasie ihrer eigenen Seele, die sie unter den schweren Füßen der Weisheit und Wissenschaft hatte zertreten lassen wollen, stand jählings auf und streckte wie trunken die Arme aus.

„Aber die Agave ist doch weiblich?" sagte sie nach langem Schweigen. „Du sprichst immer nur vom Mann? Läßt sie sich nicht mit der Frau vergleichen?"

Klemens blickte in die Ferne.

„Eine Frau?" sagte er mit leisem Lächeln, „ja weißt Du, wenn ich ehrlich sein soll —"

„Du hast noch nicht viel an Frauen gedacht?“ ergänzte sie seine Worte.

Er wandte das Antlitz langsam zu ihr; während er sie anschaute, wurden seine Züge ernst; man sah, in diesem Augenblick dachte er an eine Frau.

„Ja wohl,“ sagte er dann laut, beinah heftig, „gerade mit der Frau läßt sie sich sehr gut vergleichen: das müßte eine Frau sein, die nur einmal in ihrem Leben liebt!“

Er hatte sich von ihr abgewandt und indem er dieses Wort herausstieß, verfinsterte sich sein Gesicht und es stieg in demselben der alte düstere fanatische Ausdruck wieder auf, der Lucie einstmals erschreckt hatte.

„Nur einmal,“ wiederholte er, „und nur Einen; allen Anderen müßte sie gegenüber stehen, als seien sie für sie nicht auf der Welt, meinetwegen stachlig, so daß sie sich vor ihr fürchteten, müßte nicht in einem Frühling dem Einen, im andren dem Andern eine Blüthe schenken, aber wenn sie dann einmal liebt, dann — dann müßte es auch so sein —“

„Daß sie daran stirbt,“ fiel Lucie rasch und dumpf ein.

Er warf das Haupt zu ihr herum; ihr Gesicht war todtenblaß, ihre starr geöffneten Augen blickten ihn mit angstvollem Ausdruck an.

Es überkam ihn wie eine plötzliche Ahnung, wie eine Gluth, die so mächtig war, daß sie ihn wie Eiseskälte anschauerte, er wollte aufspringen.

„Bleibe doch,“ sagte sie heiser, indem sie seine Hand ergriff.

Er sank auf den Sitz, er fühlte ihr Handgelenk in seiner Hand und plötzlich beugte er sich nieder, bedeckte ihre Hand mit Küssen, schob mit den Lippen den Aermel ihres Kleides zurück und preßte ihr Handgelenk und ihren entblößten Unterarm an seinen Mund.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte sie angstvoll.

Er ließ ihren Arm los, und beide sanken an die Rücklehne der Bank, so daß ihre Schultern einander berührten. Lange saßen sie stumm, mit wogender Brust.

„Klemens,“ sagte sie nach einiger Zeit, und ihr Mund war so nah an seinem Haupte, daß er den Hauch ihrer Lippen an seiner Wange spürte, „Du bist ein Dichter, aber ein grausamer.“

„Weshalb?“ fragte er leise.

„Du verdammst die Menschen zum Tode, die Du liebst.“

Er gab keine Antwort.

„Weißt Du, was ich mir wünschte?“ hob sie von neuem an, „hier an dieser Stelle einmal begraben zu sein.“

Mit ganzem Leibe drehte sich Klemens zu ihr.

„Warum sprichst Du so?“ stammelte er, „warum sprichst Du so?“ Er hatte ihre niederhängende Hand mit beiden Händen ergriffen, er neigte sich zu ihr, so daß sein düster glühendes Antlitz dicht über dem ihrigen war; sie fühlte, wie das Verlangen in ihm tobte, die Lippen auf ihren Mund zu drücken — ein Zittern überfiel sie. Vielleicht hatte er es bemerkt, vielleicht erbebte auch er vor diesem Aeußersten — er fuhr zurück.

In diesem Augenblick knirschte der Kies des Weges unter Schritten, die vom Hause herkamen, beide sprangen auf; am unteren Ende des Laubganges erschien der Professor. Sie gingen ihm entgegen.

„Es wird kühl hier draußen,“ sagte er, „Du thätest gut, ein Tuch umzunehmen, Lucie.“ Dann zog er die Uhr heraus. „Uebrigens glaube ich, daß es bald Zeit zum Abendessen sein muß und Meister Klemens, denke ich, wird Appetit mitgebracht haben.“

„Ich danke Dir, daß Du mich erinnerst,“ erwiderte

sie lächelnd, „für einen so seltenen Vogel muß man sich etwas Besonderes ausdenken, damit er das Wiederkommen nicht vergißt.“

Sie sprach mit einer Ruhe und Unbefangenheit, als käme sie von den gleichgültigsten Dingen her; staunend hörte Klemens es mit an.

Alle drei wandten sich dem Hause zu; der Professor ging zwischen seiner Frau und seinem Bruder. Indem Klemens ihn von der Seite betrachtete, kam es ihm vor, als ob der Bruder gealtert wäre, sein Rücken war gebeugter als früher, wie der eines Menschen, der unablässig am Schreibtisch oder unter dem Teleskop gebückt sitzt, das Haar an den Schläfen war ergraut.

„Du hast wohl scharf gearbeitet diesen Winter hindurch?“ fragte Klemens, als Lucie ins Haus getreten war und er mit dem Professor in den Garten zurückging.

„Barbarisch,“ antwortete Doppnau. Er gähnte laut und nervös, dann holte er eine Cigarre hervor. „Rauchst Du immer noch nicht?“ wandte er sich an Klemens. Dieser schüttelte das Haupt. „Du wirst es mit der Zeit doch noch lernen,“ meinte Doppnau, indem er seine Cigarre anzündete, „es giebt nach harter Arbeit gar nichts erquickenderes; ich muß jetzt immer schwerere Kaliber rauchen, ich bin wirklich etwas fertig mit meinen Nerven.“

Er war auf eine Bank zugesteuert, obschon sie noch nicht weit gegangen waren, dort saßen sie nieder.

„Ob Du nicht zum Sommer eine Erholungsreise machen solltest?“ fragte Klemens.

„Frühestens kann ich zum Herbst fort,“ entgegnete Doppnau; „zum Sommer bin ich noch nicht fertig; es liegt noch eine Masse vor mir.“

Er gähnte von neuem, im Ton seiner Stimme lag eine schwere Ermüdung.

„Und wie steht es denn mit Dir für den Sommer?“ wandte er sich an Klemens, „hättest Du nicht Lust, eine größere Reise während der Ferien zu machen?“

Klemens blickte stumm vor sich nieder.

„Wegen des Geldes brauchst Du Dich nicht zu geniren,“ das weißt Du.“

„Ich hatte wohl daran gedacht,“ sagte Klemens, „aber —“

„Na — aber?“ forschte der Professor beinahe ungeduldig.

„Aber ich finde es wieder so hübsch hier —“

„Daß Du zu den Ferien wieder ins alte Nest kriechen möchtest?“

Klemens schwieg.

„Du Hausschwalbe Du,“ sagte Doppnau lächelnd, „meinetwegen mach's, wie Du willst.“

Er hatte auch früher manchesmal zu dem gelächelt, was Klemens gesagt oder gethan hatte, aber es war liebenswürdiger herausgekommen als heut.

„Und dann hatte ich gemeint,“ hob Klemens schüchtern wieder an, „ich würde Dir vielleicht bei Deinen Beobachtungen hier und da behülflich sein können?“

„Die Idee ist ganz gut,“ entgegnete der Professor, indem er den Filzhut vom Kopfe nahm und sich durch das Haar strich. „Außerdem ist's mir ganz lieb, wenn Lucie, die nun auch den ganzen Sommer hier sitzen muß, nicht so gänzlich allein ist; also abgemacht, komm' nur.“

Er sprang auf, Klemens folgte ihm und sie gingen weiter durch den Garten.

„Was Lucie für schöne Blumenanlagen gemacht hat,“ sagte Klemens.

„So?“ fragte Doppnau zerstreut.

Klemens war einigermaßen überrascht.

„Hat sie Dir nichts davon gesagt?"

„Ja, ja, ich glaube schon," erwiderte er, „aber Du weißt ja, ich mache mir so sehr viel nicht aus Blumen."

Inzwischen war der Abend angebrochen und man versammelte sich im Speisezimmer zum Abendessen. Auf dem weißen Tisch prangte eine Fülle von Schüsseln und Schüsselchen mit kaltem Fleisch, Salaten und fein beschmierten Brödchen, und sobald man sich gesetzt, erschien ein großer Eierkuchen mit eingebackenem Schinken.

„Wie man ihn in Süddeutschland ißt," sagte Lucie, indem sie Klemens ein großes Stück auf den Teller legte; „ich habe ihn vor Zeiten dort unten kennen gelernt an dem geliebten Bodensee, in Constanz."

„Gott sei Dank, daß Du endlich einmal jemanden hast," spottete der Professor, „der Deine Kochkünste zu würdigen verstehen wird. Ihr drittes Wort, wandte er sich an Klemens, „ist eine Lamentation über mein schlechtes Essen und die Kritiklosigkeit, mit der ich ihre Gerichte aufnehme."

Lucie lächelte und erwiderte nichts; Klemens wurde etwas verlegen. Was der Bruder gesagt hatte, war ja nicht kränkend, aber der Ton, in dem es herauskam, war nicht hübsch.

„Uebrigens theile ich Dir mit," fuhr der Professor zu seiner Frau fort, „daß Du zum Sommer Gelegenheit finden wirst, alle Tiefen Deines Kochbuches an's Tageslicht zu fördern; Meister Klemens will die großen Ferien bei uns zubringen."

„Das ist gescheidt," sagte Lucie.

Sie hatte eine Schüssel aufgenommen und bot sie Klemens an. Indem dieser die Hand darunter legte, um sie in Empfang zu nehmen, griffen seine Finger über Luciens Finger und sie fühlte deren Druck. War es

Absicht? War es Zufall? Ein flatterndes Erröthen ging gleichzeitig über Beider Gesicht.

„Und nun," sagte der Professor, indem er sich nach beendigter Abendmahlzeit vom Tische zurückschob, „kannst Du Dir ein besonderes Verdienst erwerben, Klemens, indem Du Lucie etwas aus Göthe vorliest; meine Versuche in dieser Richtung sind nicht gerade glücklich gewesen."

Klemens blickte Lucie fragend an.

„Willst Du denn nicht zuhören?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Meinetwegen," erwiderte er, „ich will mich wenigstens überzeugen, ob er es besser macht als ich."

Man war in Luciens Zimmer gegangen und der Professor bestand darauf, daß sie Göthes Lied an den Mond hervorholte, wie an jenem Abende.

Klemens hielt das aufgeschlagene Buch in Händen. „Wenn Du aber nur deshalb zuhören willst," sagte er zu dem Bruder, „dann kann ich das Gedicht nicht lesen." Doppnau stand lachend auf. „Ihr paßt zu einander," sagte er, „ihr zartbesaiteten Wesen — also lest allein, ich habe sowieso alle Hände voll zu thun."

Lucie und Klemens blieben zurück in einer sonderbaren Stimmung. Sie fürchteten sich vor dem Alleinsein und nun wurden sie dazu geradezu gedrängt. Dazu gedrängt von eben demjenigen, um dessenwillen sie sich vor dem Beisammensein scheuten, und der ganz offenkundig zu verstehen gab, wie angenehm es ihm war, daß er der Mühe überhoben war, seine Frau zu beschäftigen.

Klemens schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab, er erschien sich plötzlich erfahrener als sein so viel älterer so bewunderter Bruder.

„Nun?" forschte Lucie, die am Tische saß, „willst Du nicht lesen?"

Klemens trat hinzu. „Ach," sagte er, „das Gedicht ist mir heute gar zu zahm." Er blätterte weiter im Buche. „Aber da wir einmal bei Göthe sind — das hier paßt mir besser für die Stunde." Er hatte aus dem West-Oestlichen Divan Mahomets Gesang nach der Schlacht von Beder aufgeschlagen. Mitten im Zimmer stehend begann er mit tönender Stimme die herrlichen Anfangs-Strophen des Gedichts zu sprechen:

Seine Todten mag der Feind betrauern,
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt Ihr nicht bedauern,
Denn sie wandeln über jenen Sphären.
Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses-Pforten kühnlich an.

Er las weiter; seine Augen flammten, und als er zu dem Verse gekommen war —

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schaar;
Mit den Augen fängst Du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

blickte er Lucie mit einem festen strahlenden Lächeln in die Augen.

Sie senkte die Augen nicht, sie hing mit allen Blicken und Sinnen an dem Jüngling, der wie ein Herold der Begeisterung vor ihr stand und von dessen Lippen die Verse niederrollten wie ein brausender Strom.

Noch zwei Strophen las er weiter, dann warf er das Buch auf den Tisch. „Mehr aber," rief er, „lese ich nicht; der Schluß des Gedichts ist eben so trostlos, wie der Anfang herrlich; den Anfang hat ein junger Gott geschrieben, den Schluß ein hüstelnder Greis!"

Lucie nahm das Buch auf und las das Gedicht für sich zu Ende. „Wirklich," sagte sie dann, „Du hast recht."

„Komm her,“ fuhr Klemens fort, „ich will Dir etwas lesen, wo der Gott ganz Gott geblieben ist von Anfang bis zum Ende.“

Er war an Luciens Bücherspind gegangen und hatte den Faust herausgerissen. „Scene im Kerker,“ wollte er anfangen; in dem Augenblick aber sprang Lucie auf.

„Nein,“ sagte sie, indem sie die Hand auf das Buch legte, „ich bitte, ich beschwöre Dich, lies das nicht!“

Sie stand dicht vor ihm, ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen brannten und ihr Busen wogte ungestüm.

Kein Laut regte sich im Zimmer, so daß man den schweren Athem der beiden Menschen vernahm, die sich schweigend gegenüberstanden.

Dann legte Klemens den rechten Arm um ihren Leib. Er beugte sich nieder. „Soll ich wiederkommen zum Sommer?“ flüsterte er leise in ihr Ohr.

Lucie erwiderte nichts; er fühlte wie ihr Leib in seinen Armen erschauerte.

„Lucie,“ flüsterte er noch einmal, „soll ich wiederkommen zum Sommer?“

Ihr Haupt senkte sich an seine Brust. „Ja,“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Sein Arm schloß sich fester um ihre Hüfte, enger drückte er sie an sich, dann tauchte sein Mund sich in ihr Haar, mit den Lippen, die er auf ihre Stirn drückte, bog er ihr Antlitz nach hinten über, ihre Augen schlossen sich unter seinen Küssen, dann ging ein Zucken durch seine Brust, ein Zittern über ihren Leib, und in langem verzehrendem Kuß ruhten seine Lippen auf den Lippen des Weibes.

Die Pfingstferien waren kurz, aber die einzelnen Tage waren lang, lang für Klemens, dem es seit jenem Abend wie eine drückende Last auf Kopf und Herzen lag. Wie und wo er konnte, mied er das Haus, denn ihm war, als blickten ihn aus Ecken und Winkeln die Geister vergangener Stunden mit staunenden Augen an, als fragten sie ihn: „Bist Du derselbe, der einst unter uns gewohnt?“ — Und war er denn noch derselbe? Er, der sich jetzt freute, daß der Bruder nicht vom Schreibtisch fortkam, weil er ihm nicht in die Augen hätte sehen können? Der des Abends in die Stadt hinunterging, nur um nicht wieder mit dem Weibe allein zu bleiben, und der sich dennoch, wenn er nachts zur Ruhe ging, eines Wonneschauders nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, daß ein und dasselbe Dach es war, welches über seinem Lager war und über ihrem?

Was er in der tiefen Erregung seiner Seele am wenigsten begriff, das war die gleichmäßige Ruhe, welche Lucie während dieser Zeit bewahrte.

Es faßte ihn wie Ingrimm, daß sie bei Tische, wenn sie zu dreien beisammen saßen, harmlos plaudern, lächeln und scherzen konnte. Hatte sie vergessen, was sie in ihm aufgerührt und entzündet hatte? Oder war das alles nur ein Spiel für sie gewesen? Er fing an, es zu glauben, er wollte sich in Grimm und Groll gegen sie hineindenken und fühlen, und er glaubte es wirklich bis zum Augenblick, da er, zur Abreise nach Heidelberg fertig, ihr die Hand zum Abschied bot.

Denn als er nun ihre bebende Hand in der seinigen fühlte, als er die sonst so geläufigen Lippen lautlos zucken und die sonst so kecken Augen in hilflosem Flehen auf sich gerichtet sah, da erkannte er, wie tief das Herz dieses

Weibes aufgewühlt war, und welch' verzweifelten Kampf sie während dieser letzten Tage mit diesem ihrem Herzen bestanden hatte.

„Auf Wiedersehen im Sommer," sprach er leise; und daß es erst im Sommer sein sollte, erfüllte ihn mit Weh. Er konnte sich nicht von der seltsamen Vorstellung befreien, daß sie ihm in der Zwischenzeit verloren gehen könnte. Immer kehrten seine Gedanken zur der Stunde zurück, als sie zusammen auf der Bank gesessen hatten und Lucie erklärt hatte, daß sie an der Stelle begraben zu sein wünsche. Es hatte eine Zeit gegeben, da er Lucie für eines jener Geschöpfe gehalten hatte, die zu kalt sind, um jemals unglücklich zu werden — und nun hatte er mit eigenen Augen gesehen, wie unglücklich sie war.

Wie er in der Nacht gekommen war, so reiste er in der Nacht zurück, und wie ihr Bild ihn bei der Herreise begleitet hatte, so begleitete es ihn bei der Heimreise.

Nicht nur das weiße Kleid aber war es mehr, das rauschend vor seinen geschlossenen Augen gaukelte, sondern das Weib selbst, das Weib, das er in dem verhängnißvollen Augenblick gesehen hatte, vom Schlafe aufgelöst, mit der wogenden nackten Brust.

Ein dumpfes Fieber hatte seine Seele ergriffen; seine Sinne und Gedanken reckten sich wie inbrünstige sehnende Arme nach der Gestalt des schönen Weibes aus.

Und dieses Fieber verließ ihn keinen Tag und keine Stunde mehr. Seine Arbeit ward ihm zur Last, und er, der einst so fleißige Jünger der Wissenschaft, trieb sich jetzt planlos und ziellos in den Umgebungen Heidelbergs herum und sog aus ihrer Anmuth jenen gefährlichen, verweichlichenden Rausch ein, mit welchem die Schönheit der Natur eine haltlos gewordene Seele vergiftet.

Er hatte mit sich gerungen, aber endlich hatte es ihn übermannt; er hatte an sie geschrieben. Einen Brief voll wüthender, stammelnder Gluth. Dann, als nach langem Harren eine Antwort von ihr gekommen war, hatte er das duftende Papier des Briefes wie ein Trunkener an die Lippen gedrückt und in die Brusttasche gesteckt, und dort, über seinem Herzen, trug er ihren Brief Wochen und Monate lang.

Endlich brach der Ferien-Monat an, der August, und es nahte die Zeit, welcher zwei Menschen mit dem dumpfen Vorgefühl entgegenblickten, daß sie ihnen eine letzte, furchtbare, vielleicht tödtliche Entscheidung bringen würde.

So wenigstens waren Luciens Empfindungen; denn wohin anders als zur Vernichtung sollte er sie reißen, der Strom des Verderbens, der ihr Sinne und Seele zusammengewühlt hatte zu einem gährenden Gemisch und der sie dahintrieb, dem Absturz entgegen, dessen Getöse sie von Ferne vernahm.

Klemens hatte ihr noch einmal geschrieben und sein Kommen angezeigt; mit erbleichenden Lippen legte sie seinen Brief aus der Hand. Ihre Gedanken wurden plötzlich zu dem Bilde zurückgerissen, auf dem sie den Todesengel geschaut und zu der Stunde in der Kirche, als sie den Furchtbaren in Klemens wiedererkannt hatte.

„Der Todesengel naht," flüsterte sie vor sich hin. Auf dem Bilde war eine Seele dargestellt gewesen, auf welche der Engel die Hand legte; und so wie jene sich bleich und stumm in das rauschende Gewand des Gewaltigen schmiegte, so ergab sie sich, widerstandslos, nach Hülfe nicht verlangend, bebend vor der Vernichtung und zugleich durchschauert von einer tiefgeheimen, unaussprechlichen Wonne.

Klemens erschien, und als er ihr, keines Wortes mächtig, schweigend die Hand drückte, erkannte sie in seinem Antlitz die Spuren, welche die verzehrende Leidenschaft während der letzten Wochen hineingegraben hatte.

Im Verhältniß der beiden Gatten fand Klemens keine Veränderung vor, sie gingen neben einander her wie immer. In der äußeren Erscheinung des Bruders aber nahm er einen erschreckenden Verfall wahr. Er hatte sich überarbeitet, das war klar, und er überarbeitete sich immer noch, denn seine Thätigkeit war jetzt eine rastlose, vollständig aufreibende.

„Ich muß fertig werden," das war die stets wiederholte Erklärung, mit der er den leisen Mahnungen des Bruders begegnete, „ich muß fertig werden". Tonlos fügte er hinzu: „Wer weiß, wie lange es noch hält." Er fühlte sich vor dem Zusammenbruch all' seiner Kräfte; er war wie ein Schiffsführer, der die Maschine überheizt, um den Hafen zu erreichen, bevor der Sturm ihn einholt.

Der getroffenen Verabredung gemäß übernahm Klemens für den Bruder die nächtlichen Himmelsbeobachtungen, insbesondere kam es dem Professor zur Vervollständigung seiner neuen Sternkarten darauf an, daß die Sternschnuppenfälle des August genau beobachtet und eingezeichnet wurden. Er hatte die Zuverlässigkeit seines Bruders in dieser Hinsicht bei früherer Gelegenheit kennen gelernt und übertrug ihm diese Arbeit mit vollem Vertrauen.

Am Abend, als Klemens sich von Lucie verabschiedete, um auf seinen Posten zu gehen, sah er ihre Augen mit stummer Bitte auf sich gerichtet. Er wartete, was sie ihm zu sagen haben würde.

„Dein Bruder," begann sie stockend, „hat mich nicht ein einziges Mal des Nachts mitgenommen und mir die Sterne gezeigt —" Sie schwieg.

„Und Du möchtest, daß ich es thue," ergänzte er ihre Worte.

Statt aller Antwort erhob sie bittend wie ein Kind die Hände.

„Lucie," erwiderte er, nachdem er eine Zeit lang unschlüssig geschwiegen hatte, „es kann nicht sein — wirklich, es kann nicht sein."

Er hatte sich von ihr abgewandt; es war ihm fast unmöglich, ihr die Bitte zu versagen, aber eine stärkere Macht regierte seine Worte. Die Sterne! die ewigen Sterne! Sollte er auch an ihnen treulos werden?

Mit stummem Druck ergriff er ihre Hand; dann ging er hinaus, und beinah sah es aus, als flüchtete er.

Abend für Abend wiederholte sich der gleiche Kampf. Sie sagte nichts mehr, wenn er davonging, aber ihr stummer bittender Blick folgte ihm und verfolgte ihn bis unter das Sterngewölbe. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, wie berauschend es sein müßte, wenn er dem schönen empfänglichen Weibe die Wunder der Planetenwelt erschlösse, wenn sie beide wie zwei abgeschiedene Seelen, die nichts mehr gemein haben mit der irdischen Welt, dort in tiefer nächtlicher Einsamkeit verkehrten.

So kam der Laurentiustag heran, an welchem der große Sternschnuppenfall zu erwarten stand. Klemens hatte die Sternkarte auf den Tisch genagelt; eine kleine Lampe, deren er sich zu bedienen pflegte, verbreitete ein dämmerndes Licht in dem weiten Gewölbe. Er blickte auf; eine tiefe, wundervolle Klarheit war über den ganzen Himmel gebreitet. Und plötzlich ergriff ihn mit unbezwing-

licher Gewalt die Sehnsucht, Lucie heute an seiner Seite zu sehen. Vorsätze und Bedenken versanken, er beschloß, sie zu rufen.

Lucie hatte sich bereits zu Bett gelegt und war eben in den ersten Schlaf gefallen, als es leise und hastig an ihre Thür schlug. Komm rasch," hörte sie Klemens' flüsternde Stimme, „komm!"

Sie sprang aus dem Bett, halb verwirrt vom Schlafe, mit einem Gefühl, als handelte es sich um etwas Ungeheures.

Mit einem kleinen Fernrohr bewaffnet, wollte Klemens sich eben an die Beobachtung der vorüberziehenden Himmelserscheinungen machen, als die Thür sich hinter ihm öffnete. Er wandte sich um — der Arm, der das Fernrohr hielt, sank nieder und der Himmel und alle Gestirne des Himmels erloschen in seinem Bewußtsein, und alles, was er vermochte, war nur noch, die Gestalt anzustarren, die dort vor ihm stand.

In der Hast, mit der sie aufgesprungen war, hatte Lucie nur das Nothdürftigste von Kleidungsstücken übergeworfen; mit nackten Füßen war sie in die Morgenschuhe geschlüpft; ein Sommer-Mantel, den sie über der Brust zusammenhielt, deckte ihre Blöße.

Klemens griff mit beiden Händen an die Stirn, dann stieß er einen dumpfen Laut aus und stürzte auf sie zu.

Erschreckt wich Lucie einen Schritt zurück. „Klemens," stammelte sie; aber er hatte bereits beide Arme um ihren Leib geschlungen, unter seiner wilden Bewegung war der Mantel, den sie trug, von ihren Schultern geglitten und nun preßte er die herrliche Gestalt, die hülflos in seinen Armen lag, an seine Brust, indem er ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Schultern mit seinen Küssen überfluthete.

„Was thust Du?" stöhnte sie. Er aber warf den Arm um sie und riß sie zu einem Stuhle fort, der am Tische, auf dem die Karte aufgenagelt war, sich befand.

„Komm," flüsterte er heiser, „komm, komm!"

Sie sank auf den Sessel, zu ihren Füßen lag Klemens auf den Knieen, zu ihr emporschauend mit trunkenen, verzückten Augen.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen; mit fiebernder Hand zog er sie ihr hernieder. Und wie sie nun so in das schöne, von Liebeswonne lodernde Antlitz schaute, das zu ihr empor verlangte, warf sie beide Arme um seinen Hals, ihr langgelöstes Haar umfloß sein Haupt.

„O Du," flüsterte sie, „Du Geliebter, Geliebter! Daß ich sterben könnte in diesem Augenblick an Deinem Herzen!" Und sie küßte ihn und küßte ihn wieder und wieder.

„Warum sterben?" stammelte Klemens, „warum sterben?"

„Weil ich weiß," hauchte sie in sein Ohr, „daß Du gekommen bist, um mich zu tödten."

Klemens drückte das Haupt in ihren Schooß; richtete es dann empor und starrte sie mit fragenden Blicken an.

„Denn Du hassest mich," fuhr sie fort.

„Nein! nein! nein!"

„Aber Du hast mich einmal gehaßt?"

Klemens ergriff ihre Hände und versenkte das Gesicht darin.

„Laß das!" flehte er, „laß das!"

Lucie aber, von dem dämonischen Drange des Weibes ergriffen, in der Stunde des Triumphes vergangene Schmerzen wieder aufzuwühlen, ließ nicht ab.

„Sag' mir, warum Du mich gehaßt hast," heischte sie mit süßem Schmeicheln, „sag' es mir, sag' es mir."

Er warf das Haupt empor, er schüttelte die Locken.

„Weil ich —"

„Weil Du —?"

Er preßte das flammende Gesicht an ihren Hals.

„Weil ich geglaubt hatte, daß Du eine Verderberin wärest," seufzte er aus tiefster Brust.

Sie umschlang ihn mit beiden nackten Armen.

„Aber Du glaubst es jetzt nicht mehr? Jetzt nicht mehr?"

Er riß das Haupt zurück, als wollte er sich aus ihren Armen befreien. Ihre Hände aber klammerten sich in seinem Nacken ineinander und hielten ihn fest in der warmen wonnevollen Gefangenschaft.

„Glaubst es jetzt nicht mehr?"

Mit dunklen wilden Augen starrte er sie an; seine Lippen zuckten.

„Ich — ich weiß es nicht!"

„Du weißt es nicht?" schrie sie beinah auf.

„Nein," stöhnte er, „ich weiß nur, daß Du Macht über mich gewonnen hast, Macht über meinen Leib und meine Seele! Ich weiß nicht, ob zu meinem Heil oder Unheil, ich weiß nur, daß ich Dich liebe! und daß ich nicht nach Seeligkeit oder Verdammniß frage!"

Mit zwei Griffen hatte er die Bänder gelöst, welche ihr Hemd auf den Schultern zusammenhielten, das verhüllende Gewebe sank. Seine Arme umfingen sie. Ein letztes Ringen, ein Aechzen aus dem Munde des Weibes, und wie in der Umarmung eines Löwen zitternd lag sie da. Auf ihrem Busen fühlte sie die Gluth seiner brennenden Lippen, auf ihren Armen, ihren Knieen; dann riß er die Schuhe von ihren Füßen und bedeckte die weißen Füße mit stürmischen Liebkosungen.

„Laß mich sterben," ächzte sie, laß mich sterben; ich kann nach dieser Stunde nicht mehr leben!"

Ein schrilles Klingel-Gerassel zerriß plötzlich die lautlose Stille der Nacht.

Lucie und Klemens fuhren auf und starrten sich mit entsetzten Augen an, regungslos, wie von eisigem Schreck gelähmt.

Der Klingel-Ruf kam von droben, aus dem Zimmer des Professors; beide hatten es erkannt, keiner sprach es aus.

Eine Sekunde darauf schoß Lucie, welche ihre Kleidung an sich gerafft hatte, in ihr Zimmer hinunter; Klemens ergriff die Lampe und erwartete sie auf dem Flur. Es mußte dort oben etwas geschehen sein, sie mußten hinauf und sich überzeugen, was es war.

Als sie in das Zimmer des Professors traten, fanden sie ihn lang ausgestreckt auf der Diele liegend, er war vollständig angekleidet; auf dem Schreibtische brannte die Lampe. Die Sachlage war deutlich: vielleicht noch während er beim Arbeiten saß, vielleicht im Augenblick, da er aufgestanden war, hatte ihn der Anfall überkommen. Mit schwindendem Bewußtsein war er bis an die Klingel gestürzt; unmittelbar an der Klingel war er zusammengebrochen.

Er lag mit geschlossenen Augen, bewußtlos, dumpf und schwer athmend.

Inzwischen hatte der Alarmruf die Dienstboten zur Stelle gerufen; Klemens half den Frauen, den Körper des Ohnmächtigen auf das Bett heben, dann wandte er sich zur Thür.

„Ich hole den Arzt," sagte er, und ohne sich Zeit zu nehmen, den Hut aufzusetzen, sprang er die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, und keuchenden Laufes, wie

ein gehetzter Hirsch, flog er in langen Sätzen den Berg hinab, zur Stadt, nach Doctor Allbachs Haus.'

Eine Stunde später stand Doctor Allbach am Lager des Professors.

Ihm gegenüber, an der andern Seite des Bettes, starr und blaß wie Marmor stand Lucie; in die Ecke des Zimmers hatte sich Klemens gedrängt. Ein Grausen schüttelte ihn von Kopf zu Füßen und raubte ihm fast die Besinnung.

Der Doctor hatte sich über den Leidenden gebeugt und ihn sorgfältig untersucht. Jetzt richtete er sich auf; seine Brust hob sich in einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

„Ich kann Ihnen gute Nachricht geben," sagte er halblaut zu Lucie hinüber, „es ist nicht, was ich befürchtet hatte, kein Schlaganfall, sondern nur eine Ohnmacht. Eine schwere Ohnmacht allerdings, die gehoben sein will, aber sie wird keine nachtheiligen Folgen hinterlassen."

Als er dies gesagt hatte, fühlte er seine Hand ergriffen; Klemens war an seiner Seite in die Kniee gesunken und küßte ihm unter Thränen die Hand.

„Nur jetzt keine Aufregung," sagte der Doctor, „jede Aufregung kann Alles in Frage stellen. Gehen Sie, ich werde selbst die Nacht bei ihm wachen."

„Darf ich bleiben?" fragte Lucie tonlos.

„Gewiß," entgegnete Allbach, indem er ihr selbst einen Stuhl an das Lager ihres Mannes rückte. Klemens ging stumm hinaus.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, leistete Lucie den Anordnungen Folge, die Allbach zur Wiederbelebung des Ohnmächtigen traf. Nach Verlauf einer halben Stunde schlug Doppnau die Augen auf, athmete tief und erleich-

tert, schloß die Augen von neuem und sank in ruhigen Schlaf.

Ueber das Bett hin streckte Allbach ihr die Hand zu. „Die Gefahr ist vorüber,“ sagte er flüsternd.

Lucie erwiderte nichts; die Hand, die sie in seine dargebotene Hand legte, war kalt wie Eis.

„Möchten Sie sich nicht lieber zur Ruhe begeben?“ fragte er.

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

Das Wort des Doctors schien sich zu bewahrheiten: als Doppnau am nächsten Morgen erwachte, war er zwar so matt, daß er kein Glied zu rühren vermochte, aber das Bewußtsein war völlig klar in seinem Kopfe.

Er erinnerte sich ganz genau alles dessen, was am Abend vorher mit ihm vorgegangen war und erkannte Lucie sowie den Doctor, denen er beiden zunickte.

„Wo steckt denn Klemens?“ fragte er.

„Den unruhigen Geist lassen wir vorläufig noch draußen,“ entgegnete der Doctor.

„Es ist nur, daß ich ihn nach der Sternkarte fragen wollte,“ meinte der Professor. Sein erster Gedanke war wieder bei seinen Arbeiten.

„Das wird ja Alles in schönster Ordnung sein,“ versicherte Allbach, „und thun Sie mir den Gefallen, denken Sie heut noch nicht an die Arbeiten.“

Er ging mit Lucie hinaus, ein Rezept zu verschreiben.

„Alles, worauf es ankommt,“ sagte er, „ist Ruhe; Fernhaltung jeglicher Aufregung und Schlaf so viel als möglich.“

Lucie nahm das noch feuchte Papier in die Hand. „Morphium?“ fragte sie.

„Ja,“ erwiderte der Doctor, „und ich möchte Sie bitten, daß Sie die Pulver in Verwahrung behalten; es

ist eine ziemlich starke Dosis, ich brauche Ihnen also Vorsicht nicht weiter zu empfehlen."

Sie legte das Rezept auf den Tisch zurück. „Ein unheimliches Bewußtsein," sagte sie mit einem unmerklichen Lächeln, „daß man von einem Pulver zu viel nicht wieder aufwachen würde."

„Wenn es auch so schlimm nicht ist," meinte der Doctor, „so könnten doch drei davon Einen das Wiederaufstehen vergessen machen. — Klemens kann mich begleiten," fuhr er fort, „und die Pulver gleich aus der Apotheke mitbringen."

Lucie kehrte zu ihrem Manne zurück.

„Wo ist Klemens?" fragte der Professor, sobald er hrer ansichtig wurde.

„Er ist mit Doctor Allbach in die Stadt gegangen, eine Kleinigkeit aus der Apotheke zu holen."

„Diese Aerzte mit ihren ewigen Quacksalbereien!" sagte Doppnau ungeduldig, „mir fehlt ja gar nichts; ein bischen überanstrengt hab' ich mich, das ist Alles. Ich muß durchaus wissen, wie es mit der Sternkarte steht."

Lucie gab keine Antwort; es wurde ihr unheimlich, zu hören, wie er immer wieder auf diese Angelegenheit zurückkam. Sie wußte, daß die Sternschnuppen nicht beobachtet worden waren, und auch, warum es nicht geschehen war. Das Blut dämmte sich ihr gegen das Herz.

Der Professor trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke. „Morgen," sagte er, „schreibe ich an die Verleger; ich bin gestern Abend fertig geworden; dann machen wir eine Reise, und zum Winter geht's an die große Arbeit. Nur die Sternkarte!"

Lucie wandte das Haupt nach dem Fenster.

„Du wunderst Dich, daß ich immer wieder davon anfange," sagte der Professor;. „aber siehst Du, das ist

der Punkt auf dem i; eine Kleinigkeit, wenn Du willst, aber die alten Sternkarten haben die Sternschnuppenschwärme nie verzeichnet, das ist mein Gedanke und darum ist's mir von Wichtigkeit."

Alles dieses sprach er rasch, heftig und aufgeregt.

„Gieb Dich doch nur für jetzt zur Ruhe," bat Lucie; sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Eine halbe Stunde später kamen die Pulver; Lucie mischte ihm ein Glas.

„Also ist Klemens wieder zurück?" fragte er. „Schick' ihn mir herein"

„Willst Du nicht lieber bis morgen damit warten?"

„Nein, nein, nein!" rief er. Seine Erregung wurde so groß, daß sie keinen andern Ausweg sah, als ihm den Willen zu thun.

Draußen stand Klemens wartend auf dem Flur. „Wie geht's?" fragte er, als er ihr verstörtes Gesicht sah.

Lucie blickte ihn mit angstvollen Augen an.

„Er verlangt durchaus nach der Sternkarte," lispelte sie.

Klemens trat einen Schritt zurück. „Um Gottes willen!" murmelte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Jetzt hörten sie, wie der Professor von drinnen laut nach Klemens rief.

„Soll ich mitkommen?" fragte Lucie hastig.

„Nein, bleib," erwiderte Klemens dumpf; er trat zu dem Bruder ein.

„Na, endlich bekommt man Dich zu sehen," sagte Doppnau; „nun sage mir, wie es gestern Nacht gewesen ist?"

Klemens verstummte; dann, als er des Bruders Augen auf sich gerichtet sah, raffte er sich zusammen. „O — es — es ist nichts Besonderes zu sehen gewesen," brachte er stockend heraus.

„Der Himmel war doch aber ganz klar," forschte der Professor.

„Das freilich — jawohl —"

„Na, so sprich doch deutlich," murrte Doppnau. „Kamen die Sternschnuppen wie gewöhnlich?"

„Aus dem Perseus wie gewöhnlich," sagte Klemens.

„Bring mir die Karte," befahl der Professor.

Klemens stand wie angenagelt.

„Was ist denn mit Dir?" fuhr Doppnau auf. „Hörst Du nicht, daß ich die Karte haben will?"

„Es ist nur —" stotterte Klemens, „daß ich Dir gestehen muß — daß — weil ich nichts Besonderes bemerkte — ich die Sternschnuppen nicht eingezeichnet habe."

In diesem Augenblick hörte Lucie, die mit klopfendem Herzen an der Thür draußen lauschte, einen wüthenden Aufschrei im Zimmer und das Klirren von Glasscherben am Fußboden.

Doppnau hatte das Glas, das er während des Gesprächs mit Klemens in der Hand gehalten, zur Erde geschleudert und sich im Bett hoch aufgesetzt. Der sonst so ruhige, besonnene Mann war außer sich, fassungslos vor Zorn.

„Das — das ist ja aber eine Dummheit ohnegleichen! Eine Elendigkeit! Eine Bornirtheit! Eine Brutalität!" schnaubte er. „Da sitzt man wochenlang, monatelang und arbeitet, arbeitet, arbeitet, und in der ganzen Zeit eine einzige Stunde, sagt man ihm: „Gehe Du einmal für mich hinauf," und giebt ihm eine Aufgabe, die man jedem Sextaner geben kann, und nicht für eine Stunde hat er Ausdauer und Verstand genug, zu thun, was man ihm sagt! Und läßt Einen im Stich wie ein — wie ein Lump — und zerstört Einem die Arbeit eines Lebens — und — und — meine Arbeit ist verloren — mein

Leben — und —" Die Worte verwirrten sich auf seinen Lippen, die Sprache erlosch, sein Haupt sank in die Kissen zurück und dumpfe, unverständliche Laute entrangen sich seiner Brust.

Die Thür des Zimmers wurde jählings von innen aufgerissen; mit aschfahlem Gesicht erschien Klemens, beide Hände in das Haar krallend.

„Er stirbt!" heulte er, „Er stirbt! und ich habe meinen Bruder umgebracht!"

Er ging den Flur hinunter, taumelnd wie ein Betrunkener. Der Anblick war so entsetzlich, daß Lucie, ohne an ihren Mann zu denken, hinter ihm dreinstürzte.

„Klemens!" schrie sie, indem sie die Arme um seine Schultern warf, „Klemens, um Gotteswillen, gieb Dich zur Ruhe; sage, was ist geschehen?"

Er drehte das Haupt von ihr hinweg.

„Laß mich," keuchte er, „laß mich!"

Klammernd hing sie sich an ihn, so daß sie bis an die Treppe geschleift ward. „Wir werden den Arzt rufen," stammelte sie, „nur komm zur Besinnung!"

„Dahin gehe ich selbst," grollte er zur Antwort. „Laß mich los, sag ich Dir! laß mich los!"

Er hatte ihre Hände gefaßt und zerrte daran, um sie von seinem Halse zu lösen.

„Was habe ich Dir gethan?" flehte sie. „Was habe ich Dir gethan?"

In diesem Augenblick hatte er die Klammer ihrer Hände gesprengt. Er warf das Haupt zu ihr herum, und der schreckliche Blick von einstmals, der Blick des Hasses, aber verdoppelt, verdreifacht, brach aus seinen rollenden Augen. Seine Zähne knirschten.

„Du hast meinen Bruder verderbt! Du hast mich verderbt! Geh hinweg von mir, Du — Du Verderberin!"

Mit wüthender Gewalt stieß er sie zurück; am Geländer der Treppe brach sie zusammen, ihre Kniee schlugen an den Boden; mit langen Sprüngen flog er hinunter, um den Arzt zu Hülfe zu rufen.

Als Doctor Allbach erschien, fand er Lucie damit beschäftigt, dem Professor Eisumschläge auf den Kopf zu machen. Doppnau hatte die Besinnung wiedererlangt; der Anfall war vorüber.

„An Ihnen ist ein Arzt verloren gegangen," sagte Allbach bewundernd, als er mit Lucie vor der Thür stand.

„Sie glauben nicht, daß er sterben wird?" fragte sie tonlos.

„Es ist ein so mächtiger Organismus," erwiderte er, „in ein paar Tagen, hoffe ich, ist er wieder auf den Beinen. Was hat es denn gegeben?"

„Ein Streit mit seinem Bruder," antwortete sie kurz.

Wie es bei Nervenüberreizungen zu geschehen pflegt, daß eine Entladung eine plötzliche Wendung zum Besseren hervorruft, so hatte der Auftritt zwischen dem Professor und Klemens merkwürdig günstig auf dessen Zustand gewirkt.

Der schweren Erregung war die Ermüdung gefolgt und mit der Ermüdung kehrte ihm die Ruhe zurück.

Aus einem mehrstündigen Schlafe erwachend, verlangte er, den Bruder wiederzusehen.

Lucie wollte das Zimmer verlassen, als Klemens erschien.

„Bleib doch, ich bitte Dich," sagte Doppnau.

Er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen; Klemens sank am Lager des Bruders in die Knie, drückte das Gesicht in die Decken und schluchzte wie ein Kind.

„Es thut mir leid, daß ich so heftig gegen Dich geworden bin," sagte begütigend der Professor, „Du mußt

es mir zu Gute halten, Du weißt, wenn der Mensch seine Nerven nicht in der Gewalt hat."

Klemens erwiderte nichts; man hörte nur sein dumpf ersticktes Weinen.

Doppnau legte die Hand auf seinen Kopf und streichelte sein Haar.

„Sei doch nicht so außer Dir," sagte er, „es war ja nur eine Aufregung von meiner Seite. Die Sternkarte leidet ja gar nicht darunter — aber mein Kerlchen, mein altes liebes Kerlchen, —"

Bei diesen zärtlichen Worten, die wie das Echo alter Zeit an sein Ohr und Herz drangen, erhob Klemens das thränenüberströmte Gesicht, warf die Arme um den Hals des Bruders und drückte sein Gesicht an seine Wange.

Regungslos, wie versteinert hatte Lucie dem Vorgang beigewohnt. Sie sah, wie ihr Mann sich auf die Seite drehte, von ihr hinweg zu Klemens leise mit ihm plaudernd scherzend und lachend, sie sah, wie die Brüder sich wieder fanden, und ein eisiges Gefühl stieg in ihr auf, daß zwischen diesen beiden Seelen ein Dritter nicht mehr nöthig sei.

Sie erhob sich von ihrem Platze, niemand rief sie zurück; lautlos ging sie hinaus.

Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, fiel sie auf ihr Ruhebett, das Gesicht nach unten gewandt, und wie sie so dalag, starr, ohne Regung und Bewegung, war nur ein Bewußtsein in ihr lebendig, eine Frage: Warum hast Du Dich hineingedrängt zwischen diese Menschen, die Deiner nicht bedurften?

Sie setzte sich auf, sie sammelte ihre Gedanken.

„Von da, wo man nicht hingehört," sprach sie zu sich, „geht man eben wieder hinaus."

Aber daran schloß sich eine Frage: Wohin gehen? Ja freilich — wohin? Sie blickte über ihr Dasein hin,

voraus in die Zukunft — zur Seite in die Gegenwart nirgends etwas, wohin sie verlangte, nirgends etwas, das ihr zuwinkte — Oede ringsumher — Einsamkeit und Wüste.

Durch das Fenster, gegen das sie mit dem Rücken saß, drang das Zwielicht herein; auf dem Arbeitstischchen, das neben dem Ruhebette stand, schien sich ein fahler Lichtstrahl verirrt zu haben, von dort glänzte etwas in in mattem Weiß — Lucie griff danach, und es fiel ihr ein, daß sie ihrem Manne den Schlaftrunk bereiten mußte; sie hielt die Pulver in der Hand. Sie erhob sich und als sie hinausgehen wollte, kehrte sie noch einmal zurück, ein Tuch um die Schultern zu knüpfen; sie hatte einen fröstelnden Schauer im Rücken gefühlt.

Als sie dem Professor den Trank gemischt und er das Glas ausgetrunken hatte, blieb sie neben seinem Bette stehen. In ihrem Gesicht regte sich keine Miene, an ihrem Leibe kein Glied, unbeweglich, aufmerksam beobachtete sie sein Einschlafen.

Doppnau hatte das Haupt zurückgelehnt, die Augen geschlossen; die Erquickung der nahenden Ruhe breitete sich über seine Züge; eine Viertelstunde später athmete er in tiefem wohlthuendem Schlaf.

Ein Hauch glitt über ihre Lippen: „So leicht geht es und so sanft?“

Die ganze Nacht hindurch brannte Licht in ihrem Zimmer, und Klemens, der keine Ruhe fand, hörte in jeder Stunde der Nacht, wie sich die Thür zum Schlafzimmer des Bruders leise öffnete und wieder schloß; unabläſſig wie ein Uhrwerk erfüllte sie ihre Pflicht. Er hörte den weichen Schritt, der die Treppe hinabstieg, und dann das leise Geräusch der Hausthür. Er stand auf und blickte in den Garten hinunter, und er sah eine

dunkle Gestalt, die im Laubgange wandelte, auf und ab, auf und ab.

So verging die andere Nacht und die nächste und die folgenden Nächte.

Nach Verlauf von acht Tagen erklärte Doctor Allbach, daß der Professor aufstehen könne; alle Gefahr war gehoben.

„Jetzt aber müssen Sie durchaus etwas für sich thun," sagte er, indem er in Luciens bleiches Gesicht schaute. Ihre Wangen waren eingefallen; die Augen lagen tief im Kopfe. „Sie haben wenig geschlafen in der Zeit?" fragte er.

„Nicht viel," entgegnete sie; Sie könnten mir von Ihren Pulvern verschreiben?"

„Sie haben ja das Rezept," erwiderte er. „Ihnen braucht man ja keine weiteren Vorschriften zu machen."

Sie nickte. „Nein," sagte sie leise, „nicht nöthig."

Noch acht weitere Tage vergingen; der Professor kam wieder zu Kräften; fast den ganzen Tag über ging und saß er im Garten; Klemens war sein stetiger Begleiter. Lucie hielt sich in ihrem Zimmer; Doppnau sorgte sich nicht weiter darum, er wußte ja, daß es auf Anordnung des Arztes geschah.

Nach Ablauf dieser zweiten Woche erklärte Klemens, daß er abreisen wolle. Er hatte Lucie seit jenem schrecklichen Augenblick nicht wieder gesehen, er war ihr ausgewichen, wo und wie er konnte; den Gedanken, daß er ihr jetzt bei den gemeinsamen Mahlzeiten wieder gegenüber sitzen sollte, ertrug er nicht.

Am Abend vor seiner Abreise ging er noch einmal in den Garten.

Es war spät; der wachsende Mond schwamm durch den tiefdunklen Himmel, sein Licht blinkte in dem rinnen-

den Strom, und wie die silberne Fläche hier aufblitzte und dort in weiter und immer weiterer Ferne sah es aus wie eine märchenhafte Straße, auf welcher die Phantasie hinauszog in eine Weite, die kein Horizont mehr umspannte, wo Licht war, ohne Untergang und Freiheit ohne Schranken.

In den Anblick versunken, schlenderte er den Laubgang entlang — und plötzlich blieb er wie angewurzelt stehn; auf der Bank dicht vor ihm saß jemand; eine weibliche Gestalt in einen dunklen Mantel gehüllt, unbedeckten Hauptes. Der Mond bestrahlte ihre Züge — es war Lucie.

War es das Mondlicht, das ihr Gesicht so bleich erscheinen ließ? Mit verhaltenem Athem blieb er stehen; Sie regte und bewegte sich nicht. Offenbar hatte sie ihn nicht bemerkt; er konnte nicht einmal erkennen, ob ihre Augen geöffnet waren oder geschlossen. Er wagte nicht weiter zu gehen, nicht zurückzukehren; er stand ohne Laut und nun überrieselte ihn jählings ein kalter Schauer, als er in der tiefen nächtlichen Stille eine Stimme vernahm, die er noch nie gehört hatte. War das Lucie, die da sprach? Ja wirklich, ihre Lippen regten sich, wenngleich ihr ganzer übriger Leib ohne Bewegung blieb — aber dieser Ton, dieser schwere, müde bleierne Ton, war das ihre Stimme? Sie blickte nicht nach ihm um, sie sprach vor sich hin, in die leere Luft:

„Du willst entfliehen — es ist nicht nöthig — Du brauchst Dich nicht mehr vor mir zu fürchten.“

Zögernden Schrittes trat er zu ihr heran.

„Lucie —?“ fragte er, und das war Alles, was er hervorbrachte.

Sie saß, in die Ecke der Bank gelehnt; als er vor ihr stand, hob sie die rechte Hand, anscheinend mit Mühe,

er nahm sie in die seine und fühlte, wie schwer und kalt ihre Hand war.

„Denk' an die Agave," sprach sie mit schwerer Zunge, „sie sammelt Kraft, bis daß sie blüht — sammle — Du mußt noch lange sammeln —"

„Willst Du nicht ins Haus gehen?" fragte er.

„Nein," sagte sie, „leb' wohl."

Er fühlte einen leisen Druck ihrer Finger, dann sank ihre Hand herab.

„Geh doch lieber ins Haus," bat er noch einmal.

„Laß mich — ich gehe zu Bett — laß —" ihre letzten Worte verhauchten wie in einem Lallen.

Er wußte nicht, was er thun sollte; den Bruder wecken? Aber das hätte ihm Schaden bringen können. Rathlos ging er auf sein Zimmer. Sie hatte ja versprochen, zu Bett gehen zu wollen; wenn sie wirklich noch in der warmen Sommernacht da draußen sitzen blieb, so konnte es ja keine Gefahr haben. Er blieb angekleidet, von dumpfer Unruhe bedrückt, und legte sich auf das Sopha. Dort fiel er in schweren Schlaf.

Als er erwachte, war es noch früher Morgen, aber heller Tag. Das erste, was vor seine wirren Sinne trat, war der Gedanke an Lucie.

Ob sie nun nach Haus gekommen sein mochte? Sicherlich doch. Trotzdem ließ es ihm keine Ruhe, er stieg in den Garten hinab.

Als er sich der Bank näherte, fuhr er beinah mit einem Schrei zurück; sie saß noch da.

„Lucie!" rief er und stürzte auf sie zu.

Sie war eingeschlafen, ihr Haupt auf der Rücklehne der Bank, der Morgenthau lag in Tropfen, wie in Thränen auf ihrem Gesicht.

Er ergriff ihre niederhängende Hand — und mit einem Entsetzensschrei fuhr er zurück — kein Hauch ging mehr über ihre Lippen — er hatte eine Todte angerufen.

In der Stadt war ein allgemeines bedauerndes Kopfschütteln über das plötzliche Ende einer so kurzen und, wie alle Welt wußte, so harmonischen Ehe.

Die arme junge Frau! Es war so erklärlich, und darum so doppelt traurig; von den Pulvern, die für ihren Mann bestimmt waren, einmal auch für sich selbst Gebrauch machen zu wollen, weil sie nicht schlafen konnte, und sich in der Dosis zu vergreifen!

Als einen Beweis für die Innigkeit, mit welcher die drei Leute dort oben gelebt haben mußten, erzählte man sich von dem verzweifelten Schmerz, den der junge Doppnau beim Tode der Schwägerin gezeigt hatte.

Er war ganz außer aller Fassung gewesen; mit Mühe hatte man ihn von der Leiche zu trennen vermocht und nur der angestrengtesten Kunst des Doctor Allbach hatte man es zu verdanken, daß er an einem schweren Nervenfieber vorbeigekommen war.

Bald nach der Beerdigung war er nach Heidelberg zurückgekehrt, wo er studirte; die Bestattung hatte im Garten der Sternwarte stattgefunden.

Wie in einer Vorahnung ihres frühen Todes sollte die arme junge Frau einmal den Wunsch geäußert haben, an einer Stelle des Gartens, die ihr besonders lieb geworden war, begraben zu werden. Der Professor hatte es durch seinen Bruder erfahren, und wie sehr er seine Frau geliebt hatte, das zeigte sich an der Energie, mit der er für ihren letzten Wunsch eintrat. Die Regierung,

der das Grundstück gehörte, hatte anfänglich durchaus nicht gewollt — endlich hatte sie aus Rücksicht für den verdienten Mann nachgegeben.

Und von der Stätte, an der Lucie Immenhof einstmals zum ersten male gestanden und dann so manches mal und zum letzten male gesessen hatte, blickt nun das Kreuz Lucie Doppnaus, von rauschendem Kastanienbaum überschattet, auf Thal und Fluß hernieder.

Winter ist es geworden; der Schnee liegt auf Wegen und Stegen, und der Hügel, unter dem ein Mensch ruht, verschwindet in der eintönigen Fläche.

Droben im Zimmer sitzt ein Mann; ein einsamer Mann, aber nicht ein unglücklicher; denn der große Nerv des Manneslebens ist ihm lebendig, die Arbeit.

Er hat sich die Sonne in seine einsame Stube herabgeholt; aus ihrem Sein und Wesen, das er beschreibt, quillt ihm sein Werk. Manchmal vielleicht, wie im Traume, kommt ihm der Gedanke, daß Andere ihn vor Zeiten um die Sonne gebeten haben und daß er sie ihnen nicht zu geben vermocht hat — dann steht er auf blickt in den Garten und für einen Augenblick vergißt er die Sonne, weil er der Erde gedenkt und dessen, was die Erde birgt.

Und jede zweite Woche kommt ein Brief von fernher, der ihm verkündet, daß ein Bruder ihm lebt, in dessen Herz dereinstmals sein Herz, in dessen künftigen Werken das Werk seines Lebens weiter leben wird.

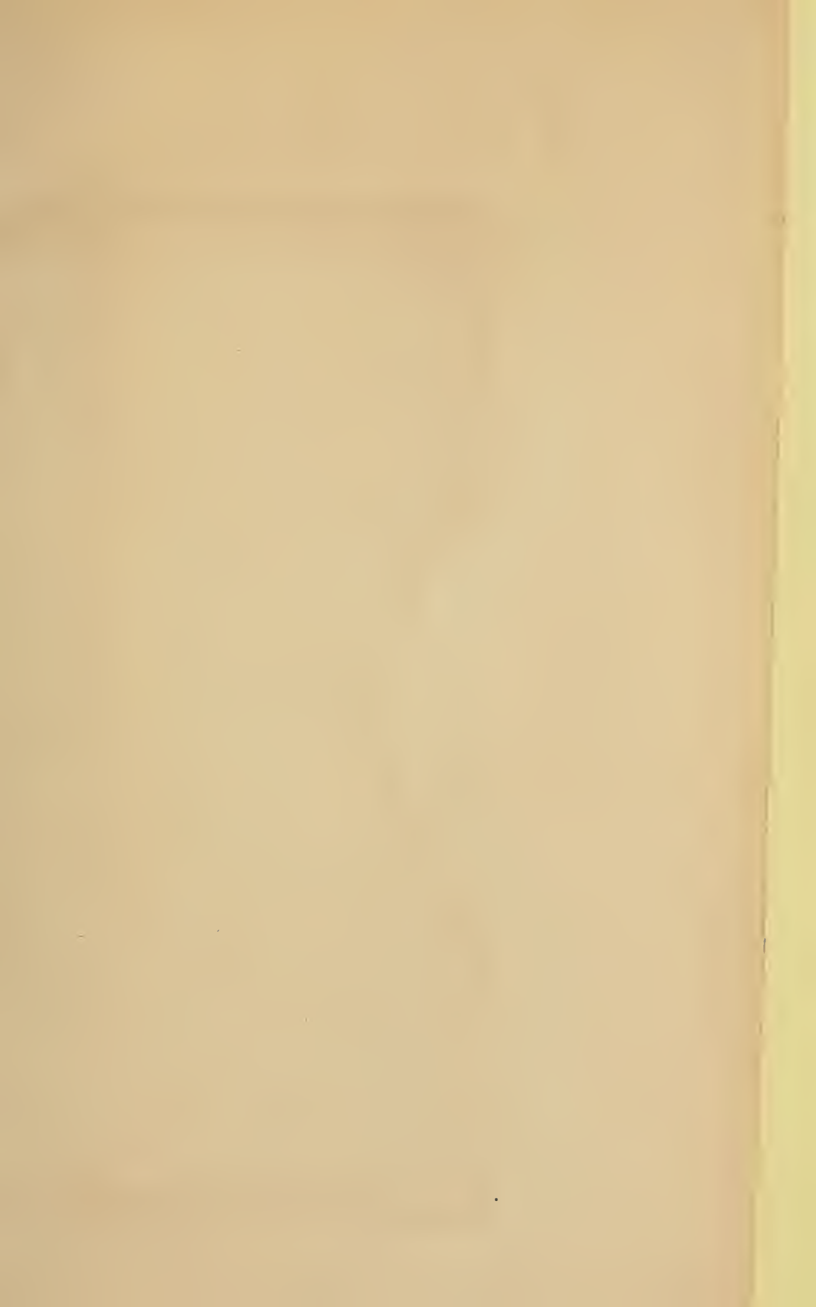
An dem Wege aber, der zu dem einsamen Kreuze führt, steht unter ihrem Glasdache eine Agave, immer gekleidet in das nie wechselnde Grün, wandellos, scheinbar leblos.

Nur wenn die Wandervögel zu ziehen beginnen, dahin, wo eine wärmere Sonne Blüthen reift, dann wacht sie auf und blickt umher, und wenn sie alsdann nur Schnee um sich her sieht, Einförmigkeit und Oede, dann regt es sich in ihr wie ein dämmerndes Bewußtsein von dem Boden, dem sie eigentlich gehört und dem man sie entrissen, wie ein dumpfes Sehnen, wie eine Frage, ob es besser sei zu leben, zu blühen und, wenn es sein muß, an der Blüthe zu sterben, oder sicher zu bleiben vor dem Tode und ewig, ohne Blüthe, zu leben.

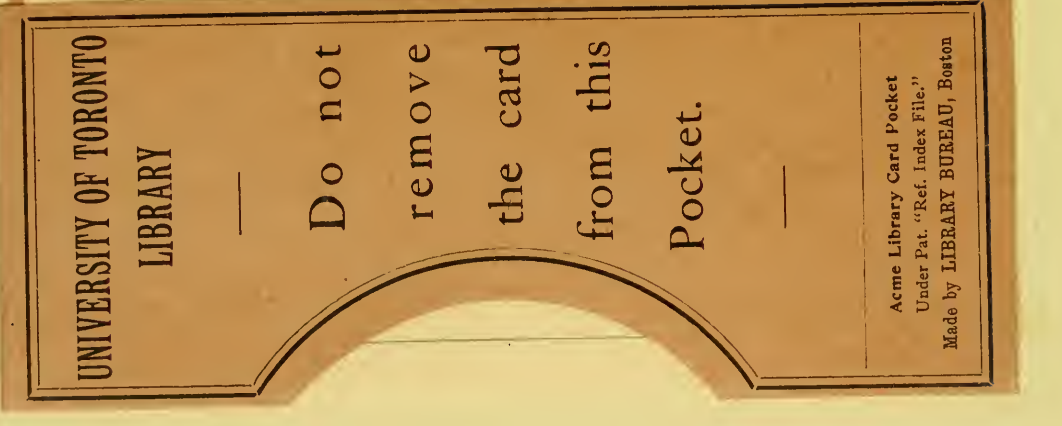




Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

